





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Drachenblut-Vampir

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Der Drachenblut-Vampir

John Sinclair Nr. 408

von Jason Dark

erschienen am 29.04.1986

Titelbild von Brea

Sinclair Crew

Der Drachenblut-Vampir

»Da, John, da ist es wieder«, flüsterte das Mädchen. »Großer Lord, hör doch. Du musst zuhören, du musst es! Ich habe nicht übertrieben. Da – wieder…«

»Keine Angst, Ria. Ich weiß es ja.«

Und doch hatte Ria Rush Angst. Sie klammerte sich an mir fest, suchte in meiner Nähe Schutz.

Dann hörten wir beide den Ruf der Banshee!

Er wurde stets der Ruf genannt, obwohl ich ihn als Schrei empfand. Oft hatten die Menschen darüber gesprochen, doch an diesem Abend hörte ich den Schrei zum ersten Mal in meinem Leben.

Es war ein schriller, manchmal klagender Gesang, der durch die dünnen Nebelschleier und die hereinbrechende Dunkelheit an unsere Ohren drang. Er steigerte sich zu einer alles beherrschenden Lärmkulisse, die jedem Zuhörer wahre Gänsehautschauer über den Rücken trieb.

Der Ruf sprach von einer ungeheuren Qual, von schwerem Leid und von einer absoluten Hoffnungslosigkeit. Er zitterte förmlich in der Luft.

Die Iren glaubten fest daran, dass jemand aus der Familie starb, wenn man den Schrei vernahm.

Deshalb hatte Ria so eine große Angst.

Sie hielt mich noch immer umklammert. Es schien so, als wollte der Schrei überhaupt nicht abreißen. Die Banshee entlockte ihrer Kehle stets neue Töne und Klänge, die erst nach einer Minute leiser wurden, bevor der Schrei, jetzt zu einem Wimmern verkümmert, endgültig verstummte.

Ria Rush und ich standen stumm auf dem Fleck und schauten in die weiche, wandernde Nebelwatte hinein, die über das grüne Spätherbstland strich.

Ria lehnte ihren Kopf gegen meine Schulter und schaute mich an.

Ich ahnte, dass sie etwas sagen wollte.

Sie war eine typische Irin. Das rotblonde Haar hielt sie unter einem schlichten Kopftuch verborgen, die Haut war ein wenig blass, aber voller Sommersprossen. Ich kannte Frauen, die hatten ebenfalls grüne Augen, aber nicht so wie Ria. Das Grün ihrer Augen war weich und Vertrauen erweckend.

Und Vertrauen hatte sie zu mir, sonst hätte sie mich nicht auf die grüne Insel geholt. Mich und Suko, der sich momentan woanders befand.

»Jetzt hast du den Schrei gehört, John, und kannst nichts mehr abstreiten.«

»Das stimmt.«

»Nun wird jemand sterben.«

»Das ist nicht sicher.«

»Doch, John«, sagte sie mit ernster Stimme. »Es ist sicher. So sicher wie der Schrei der Banshee. Immer wieder haben wir gedacht, dass es sie nicht mehr gibt, aber sie sind noch da, vielleicht zurückgekehrt aus ihrer Welt.«

»Was ist ihre Welt?«, fragte ich zwischen.

»Aibon.«

Ich presste die Lippen hart zusammen, denn genau das war der springende Punkt.

Aibon! Allein wegen dieses Namens hatte ich die weite Fahrt nach Irland unternommen. Aibon – das geheimnisvolle Land der Druiden,

das Reich zwischen den Welten, das entstanden war, als die Zeiten begannen und der große Kampf des Guten gegen das Böse stattfand.

Als die Heerscharen des Lichts, an der Spitze der Erzengel Michael, die Abtrünnigen, mit Luzifer als Anführer, in die ewige Verdammnis stießen, war auch Aibon entstanden. Als eines der ältesten Reiche überhaupt. Wenn man versuchte, seine Lage zu lokalisieren, gelangte man zu dem Ergebnis, dass es zwischen Himmel und Erde liegen musste, vielleicht auch zwischen Gut und Böse, getrieben von dem Drang, sich den Menschen des Öfteren zu offenbaren. Aibon war allgegenwärtig, auch unter der Menschheit. In Sagen, in Legenden, in vielen Geschichten, die von Elfen, Gnomen, Zwergen, aber auch von Drachen und Riesenschlangen erzählten, die allesamt von der Kraft und der Macht der Eichenkundigen, den Druiden, geleitet wurden.

Das war Aibon, das grüne Land.

Aber es gab auch das andere Gesicht des Landes. Nicht die netten Legenden und Geschichten, sondern das Grauen, die brodelnde Unterwelt, denn auch in diesem Land gab es Gut und Böse.

Und die Banshees?

Sie waren etwas Besonders. Manche sagten Hexen zu ihnen. Früher jedenfalls waren sie als Hexen gejagt worden, doch ich wollte das nicht glauben. Für mich zählten die Banshees mehr zu den feenartigen Geschöpfen oder Elfen, die einen tiefen Einblick in die Dinge hatten, die uns Menschen verborgen blieben und die deshalb die Menschen warnten und ihnen Unheil ankündigten.

Aibon hatte mich also alarmiert – und auch Ria Rush, die von Aibon träumte und von einer jungen Frau, die sich ihr in den Wahrträumen als Miriam di Carlo vorstellte.

Sie war ihr immer öfter erschienen, hatte meinen Namen genannt und mit ernster Stimme gesprochen.

Von einer schrecklichen Gefahr hatte sie geredet, von Tod, Leid und Grauen.

Und von den Banshees, die als Todesboten die Grenzen zwischen den Reichen und Dimensionen überschritten hatten, um ihre warnenden Rufe erklingen zu lassen.

Ich hatte in London Bescheid bekommen und zum Glück auch Zeit gehabt. Den letzten Fall, in dem ein Henker späte Rache übte, hatte ich abgeschlossen.

Aibon hatte nicht nur mich aus meiner Lethargie gerissen, sondern auch meinen Chef, Sir James. Und der hatte beschlossen, dass ich nicht allein fuhr, sondern Suko mitnahm. Zu viele Gefahren lauerten, und da war es gut, wenn man Rückendeckung hatte.

So war es dazu gekommen, dass ich die Familie Rush kennen lernte. Die Tochter Ria, die Mutter Helen, die Schwester Elaine, den Vater Patrick und den Bruder Scotty.

Eine typisch irische Familie, die noch einen festen Zusammenhalt hatte und von der Landwirtschaft lebte. Auch Rias Großeltern waren noch mit auf dem Hof, sie hatte ich noch nicht zu Gesicht bekommen.

Schon zweimal hatte Ria den Ruf der Banshee vernommen, jetzt mit mir zusammen das dritte Mal, und wir waren nicht im Haus geblieben, weil ich den Ruf in der freien Natur sehr deutlich hatte hören wollen.

»Wird sie noch einmal schreien?«, fragte ich.

»Nein, John, das wird sie nicht.« Ria begann leise zu schluchzen.

»Wenn die Banshee dreimal geschrien hat, ist die Stunde des Todes angebrochen!«, flüsterte sie. »Dann schleicht bereits der Knöcherne mit seiner Sense um das Haus und hat sich eine Person ausgesucht.«

Ich lächelte und sagte: »Tut mir Leid, aber ich habe den Knöchernen nicht gesehen. Sollte er mir über den Weg laufen, werde ich mich schon zu wehren wissen.«

»Bitte, damit spaßt man nicht«, erwiderte sie. »Mit dem Ruf der Banshee ist einfach schon zu viel geschehen.«

»Aber du kannst mir nicht sagen, wer oder was Banshees genau sind?«

»Nein, nicht genau. Einige sagen Geister, andere Hexen, wieder andere bezeichnen sie als Druidinnen oder gefallene Engel. Die Meinungen gehen da weit auseinander.«

»Vielleicht werden wir eine sehen.«

Ria erschrak. »Eine Banshee? Aber wieso? Nein, du kannst sie doch nicht sehen.«

Ich strich über Rias Kopftuch. »Weshalb nicht? Ich habe sie sogar gehört.«

Das Mädchen löste sich von mir. Mit beiden Händen deutete sie in die Schwaden. »Sie ist eine von ihnen. Sie treibt über das Land und sieht es sich und seine Menschen mit ganz anderen Augen an. Nein, die Banshees sind uns Menschen überlegen.«

»Vielleicht.« Ich zeigte nach unten. »Ria, liegt dort nicht der Fluss?«

»Der Bach.«

»Ja, den meine ich.«

»Aber da ist nicht die Banshee.«

»Woher willst du das wissen? Ich jedenfalls möchte nachschauen, solange es noch nicht völlig dunkel ist. Auf der Herfahrt bin ich über die schmale Brücke gekommen und habe in der Nähe auch eine Hütte gesehen. Wenn mich nicht alles täuscht, ist der Ruf der Banshee sogar nahe der Hütte aufgeklungen.«

»Dann willst du dorthin?«

»Natürlich.«

Ria schüttelte den Kopf. »Ich würde es mir an deiner Stelle überlegen. Wichtiger ist jetzt, wann wir wieder zurück ins Haus gehen. Die Hütte steht seit Jahren leer. Hin und wieder dient sie

Liebespaaren als Unterschlupf. Ansonsten ist sie nicht geheuer, sagt man.«

»Und weshalb nicht?«

Ria hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht. Sie muss irgendein Geheimnis in sich bergen.«

»Möglicherweise wohnte die Banshee darin.«

»Die leben doch nicht wie Menschen!«, widersprach Ria heftig.

»Willst du nun mit?«, fragte ich sie.

»Ja, John Sinclair, ich will mit dir. An deiner Seite fühle ich mich sicher.« Sie schaute mich dabei an. Ihre Augen kamen mir vor wie geheimnisvolle Teiche, in denen etwas lauerte, das mich zur Vorsicht mahnte. Vorsicht deshalb, weil ich Blicke wie diese kannte.

Bei Jane Collins, Nadine Berger und auch Glenda Perkins hatte ich sie erlebt.

»Es wird ja nicht die ganze Nacht dauern«, sagte ich und erntete daraufhin ein verschmitztes und gleichzeitig wissendes Lächeln meiner hübschen Begleiterin.

Der Weg zum Bach führte uns einen flachen Hügelkamm hinunter, quer durch die Nebelfelder und vorbei an den großen Trauerweiden, die nahe des Baches wuchsen und mit den Spitzen ihrer Zweige den Grasboden berührten.

Die meisten Trauerweiden hatten längst ihre schmalen, gelb gewordenen Blätter verloren. Sie lagen wie ein Teppich auf dem Gras.

Ich kam mir ähnlich vor wie bei meinem letzten Fall, als ich allein auf das Gasthaus zugelaufen war. Hier befand sich ein Mädchen in meiner Begleitung, was heißt Mädchen, Ria war schon fünfundzwanzig.

In Irland, so hatte mal jemand gesagt, wäre die Welt noch in Ordnung. Ich erlegte, dass sich auch die Tiere noch wohl fühlten, denn ein Uhu strich wie ein Schattenwesen mit trägen Flügelschlägen an uns vorbei und wurde von der Dämmerung verschluckt.

Jetzt begann seine Jagdzeit.

Am Fuße des flachen Hügels schlängelte sich der Bach entlang, der in den Shannon River mündete. Er plätscherte ruhig dahin und bahnte sich in vielen Schleifen seinen Weg. An seinen Ufern wuchsen Erlen und Weiden. Der Dunst umspielte sie. Manchmal wirkte er wie ein löchriger Teppich.

Wir entdeckten auch die Hütte. Sie stand in der Nähe des Bachs, jedoch ein wenig erhöht, sodass sie bei Hochwasser nicht erreicht wurde, wie Ria mir erzählte.

Sie war schon vorgelaufen. Die Hände hatte sie in den Manteltaschen vergraben. Es war doch empfindlich kalt geworden. Über Ria war ich mir noch nicht klar geworden. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass sie eine gewisse Rolle spielte und eigentlich mehr wusste, als sie mir

bisher gestanden hatte.

Auch vergaß ich den Ruf der Banshee nicht. Er hatte tatsächlich schauerlich geklungen, und zwar so, als hätte auch dieses Wesen vor irgendetwas Angst gehabt.

Den Grund wusste ich nicht, aber ich konnte mir vorstellen, dass sich etwas zusammenbraute.

Die Brücke sah ich ebenfalls. Schwach zeichneten sich ihre Umrisse ab. Sie bestand aus zwei steinernen Halbbögen, die über den schmalen Creek führten.

Ria Rush erwartete mich an der Hütte. Sie winkte mir zu. Das Kopftuch hatte sie abgenommen. Ihr Haar war kurz geschnitten.

Über der Stirn standen einige rot-blonde Fransen in die Höhe.

Sie lächelte mich an, als ich neben ihr stand. »Es ist niemand in der Hütte.«

»Hast du schon nachgeschaut?«

»Ich hätte zumindest etwas gehört.«

»Mag sein.« Ich ging auf die Tür zu und schaute sie mir genau an.

Sie sah alt aus, aber zeigte gleichzeitig eine gewisse Stabilität. Man hatte sie aus Holzbohlen zusammengenagelt.

Verschlossen war sie nicht, aber ich musste mich anstrengen, um sie aufzuziehen.

Es war düster im Innern der Hütte. Durch das lückenhafte Dach fiel letztes Tageslicht.

Auf der Schwelle drehte ich mich zu Ria um. »Da ich hier kein elektrisches Licht erwarten kann, möchte ich fragen, ob es in der Hütte Kerzen gibt.«

»Nein, aber ich habe welche mitgebracht.« Sie schlug gegen ihre Manteltaschen. »Hier.«

Ich lächelte. »Du wolltest also hierher?«

»Ja.«

Was hatte Ria vor? Die Kleine schien mich irgendwie an der langen Leine führen zu wollen. Ich war gespannt, wie es weiterging.

Der Boden bestand aus gestampftem Lehm. Hinter der Tür konnte ich nicht stehen. Einige Schritte weiter musste ich den Kopf einziehen, weil sich das Dach zur Bergseite hin senkte.

Die Einrichtung war karg. Zwei einfache Stühle, eine Bank, ein Tisch und natürlich ein Lager. Auf einem Holzbett lagen Felle und Decken.

Ich ging hin und fasste sie ab. »Die liegen aber noch nicht lange hier«, bemerkte ich.

Ria ließ sich Zeit mit einer Antwort. Sie zündete gerade die Kerzendochte an. »Das stimmt.«

»Hast du sie…?«

»Klar, John. Ich habe sie hergeschafft.«

»Und warum?«

Ria stellte bereits die vierte Kerze auf. Der warme Schein legte sich über das Innere der Hütte und gab ihr einen gemütlichen Touch. »Weil ich damit rechnete, dass man hier unter Umständen übernachten muss.«

»Weshalb?«

Sie kam mit einer Kerze näher. In ihren grünen Augen tanzten rotgelbe Reflexe. Der sanfte Schein gab ihrem Gesicht etwas Geheimnisvolles, und auch über ihre Haare flossen die Reflexe.

»Manchmal muss man eben Dinge tun, John, die sind im ersten Moment unverständlich.«

»Aber du weißt Bescheid.«

»Noch nicht. Es könnte aber sein, dass die Banshee der Hütte einen Besuch abstatten will.«

»Dann werden wir sie erwarten.«

»So ist es.« Ria stellte die Kerze auf einen schmalen Hocker neben dem Bett. Sie hatte zuvor Wachs auf die Fläche tropfen lassen, sodass die Kerze den nötigen Halt fand.

Was Ria weiter vorhatte, sagte sie nicht. Beide wurden wir abgelenkt, denn draußen, vielleicht sogar direkt vor der Hütte, hörten wir plötzlich ein hässliches geiferndes Lachen, das sich ebenso schlimm anhörte wie der Ruf der Banshee.

Ria wurde bleich.

***

Suko fühlte sich sauwohl!

Er konnte sich kaum noch vorstellen, dass er die Familie Rush besucht hatte, weil ihm und John ein Fall unter den Nägeln brannte, denn was er im großen Haus der Rushs erlebte, konnte man mit Nostalgie bezeichnen und einer Atmosphäre, die in die alten Geschichten und Legenden gehörte, die sich die Menschen hin und wieder erzählten, wenn sie in den Bauernstuben saßen und von früher berichteten.

Als zentraler Punkt konnte die große Küche des Hauses bezeichnet werden. Dem gewaltigen Ofen, in dem auch gebacken und gekocht wurde, schloss sich ein offener Kamin an, in dem das Holz knisternd unter den züngelnden Flammen verbrannte.

Natürlich stand ein großer Tisch in der Küche, an dem nicht nur die Familie ihren Platz fand, auch Gäste konnten daran sitzen und sich auf der warmen Ofenbank wohl fühlen.

Es war ein wunderbares Gefühl für Suko, auf der Bank zu sitzen, die Beine auszustrecken und in die Flammen zu schauen.

Helen Rush, die Hausherrin, stand am Herd und kochte. Sie wollte einen Eintopf auf den Tisch bringen, der es in sich hatte.

Hammelfleisch, Bohnen, Kartoffeln, Gemüse und viel Fett.

Das tat bei diesem Wetter gut.

Suko hatte Helen als eine Frau kennen gelernt, die zupacken konnte. Sie wirkte wie ein Rundling, denn sie war ungewöhnlich klein, aber energiegeladen. Ihr Alter war schwer zu schätzen, aber in ihrem freundlichen Gesicht zeichneten sich kaum Falten ab. Helen trug ein buntes Wollkleid und hatte das dunkelblonde Haar nach hinten gekämmt, wo es im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden war.

Links von Suko saß Patrick Rush, der Hausherr. Er gehörte zu den kernigen Typen, die man mit dem Attribut bodenständig bezeichnen konnte. Der Mann wirkte wie ein Baumstamm, so hart, so knorrig. Er ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen. Seine grauen Augen blickten stets ein wenig abwartend, und seine braunen Haare bildeten auf dem Kopf regelrechte Wirbel. Die schwieligen Hände zeugten davon, dass der Mann es gelernt hatte, zuzupacken, und das musste er auch, wenn er die Familie über Wasser halten wollte.

Die Rushs waren Farmer. Sie lebten von der Schafzucht, hatten auch Kühe, die genügend Milch gaben, um Butter und Käse herstellen zu können.

Rush hatte auch seine Probleme. Er schimpfte auf die EG und auch auf die Engländer. Suko fühlte sich für die Politik nicht zuständig.

Ihm ging es um andere Dinge. Da stand Aibon an erster Stelle.

Mehrmals hatte er versucht, Patrick Rush darauf anzusprechen, doch der wollte davon nichts hören, auch als Suko einen weiteren Versuch wagte, winkte er mit einer Hand ab, während er sich mit der anderen durch das Gesicht fuhr und einige scharfe Falten mit den Fingern nachzeichnete, die sich in die Haut eingegraben hatten.

»Ich bin mir da nicht so sicher«, erklärte er. »Ria ist immer ein etwas komisches Mädchen gewesen.«

»Wie meinst du das?«

Er verzog den Mund. »Sie war anders als wir.«

Helen Rush hatte die Worte gehört. »Pat, das darfst du nicht so sagen. Nur weil sie sich für Dinge interessiert, die nicht mit unserem Hof zu tun haben, ist sie doch nicht komisch.«

»Mir kommt es so vor.«

»Dann glaubst du nicht an Aibon?«, fragte Suko.

Rush schüttete Selbstgebrannten Whisky in ein Glas. »Was heißt glauben? Ich habe noch nie davon gehört.«

»Und wie sieht es mit den Banshees aus?«

Rush verkorkte die Flasche und hob die Schultern. »Das ist auch ein Problem für sich. Alle reden davon, aber gesehen hat diese Wesen noch keiner.«

»Nur gehört!«, meldete sich Helen.

»Ja, du.«

Die kleine Frau verließ den Herd und kam zum Tisch. Sie wischte ihre Hände an der bunten Schürze ab. Platz nahm sie nicht, sondern stemmte die Handflächen auf die Platte. »Ich sage Ihnen etwas, Suko. In diesem Land ist vieles anders. Hier gibt es nicht nur die sichtbare Welt, auch die unsichtbare.«

Während sie sprach, trank ihr Mann. Er grinste dabei, denn er glaubte an diese Dinge nicht.

Suko war da schon skeptischer, aber auch er kam nicht dazu, eine Antwort zu geben, denn die drei hörten plötzlich den Ruf.

Es war der Schrei der Banshee.

Woher er kam, konnte niemand sagen, aber sie saßen wie erstarrt auf ihren Plätzen und wurden bleich. Selbst Suko konnte die Gänsehaut nicht unterdrücken. Er war es, der als Erster reagierte, die Sitzbank verließ und zur Tür hastete.

»Nicht, Suko!«, rief Helen. »Man darf sie nicht stören.«

Der Chinese kümmerte sich nicht darum. Er zog die Tür auf, geriet in den kleinen Flur, der als Windfang diente, und öffnete einen Flügel der großen Haustür.

Er schaute auf Ställe und Anbauten, die im dichten Nebel zu dunklen Schatten verschwammen.

Von der Banshee sah Suko nichts, dafür hörte er ihren Ruf. Er schien aus allen Richtungen zu kommen und schwang nur allmählich aus.

Suko verharrte, vielleicht hatte die Banshee auch etwas hinterlassen, doch es blieb still. Ihr Ruf wiederholte sich nicht, und auch sie selbst war nicht zu hören.

Dafür vernahm Suko Schritte hinter sich. Ohne sich umdrehen zu müssen, wusste er, dass es Pat Rush war, der zu ihm kam. Er blieb neben ihm stehen.

»Hast du die Banshee gesehen?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Aber du glaubst jetzt daran?«, fragte Suko.

Rush schüttelte den Kopf. »Da kann uns auch jemand reingelegt haben.«

»Und wer?«

»Keine Ahnung.«

»Da käme doch nur jemand in Frage, der etwas gegen euch hat. Gibt es eine solche Person?«

»Feinde hat wohl jeder.«

Suko schlug ein anderes Thema an. »Sagt man nicht, dass jemand stirbt, wenn der Schrei der Banshee erklungen ist?«

»So erzählt es die Legende.«

»Wenn sie wahr wäre, müssten wir damit rechnen, dass bald jemand die große Reise antritt.«

»Das sind Geschichten.«
Suko hob die Schultern. »Ich gebe dir Recht, widerspreche dir trotzdem, denn ich habe oft genug erlebt, dass solche Geschichten zu Tatsachen wurden.«
»Ihr glaubt daran?«
»Ja, John und ich haben tagtäglich mit übernatürlichen Dingen zu tun. Wir wissen auch, dass es das geheimnisvolle Druidenreich Aibon gibt, von dem deine Tochter berichtet hat.«
»Ich habe es noch nie gesehen.«
»Das wird dir auch kaum gelingen. Aibon liegt praktisch zwischen Gut und Böse. Zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Es ist das Land der Sagen und Legenden. Sie werden dort zu Tatsachen, glaub mir.«
Patrick Rush lachte leise. »Ich bin zwar ein waschechter Ire, aber von unseren Legenden und Sagen habe ich nie viel gehalten, das will ich dir ehrlich sagen.«
»Vielleicht denkst du bald anders. Für mich ist der Ruf der Banshee so etwas wie ein Anfang gewesen. Wir stehen noch immer an der Schwelle und müssen sie überschreiten.«
»Wo willst du dann hin?«
»Unter Umständen nach Aibon.« Suko schaute noch einmal über den Hof, aber er konnte auch jetzt keine Gestalt entdecken, die auf die Existenz einer Banshee hinwies. Zudem wusste niemand genau, wie diese Person aussah. Sie war zwar oft erwähnt, aber nie genau beschrieben worden. Um sie rankte sich ein nebelartiges Geheimnis.
Pat Rush rieb seine Hände. »Lass uns wieder ins Haus gehen. Es wird kalt. John und Ria finden den Weg auch allein zurück.«
»Sie werden den Ruf auch vernommen haben.«
»Klar, und Ria glaubt daran.« Rush drehte sich um und ging als Erster zurück.
Suko blieb noch einen Moment stehen, bevor er sich ebenfalls auf den Weg in das wärmende Haus machte. Die Iren hatten von einem langen Winter gesprochen, der kommen würde. Deshalb stapelte sich auch das gehackte Holz bis an die Decke des an einer Seite offenen Schuppens. Suko schaute dorthin und zuckte zusammen, weil er glaubte, dort eine Bewegung gesehen zu haben. Ein huschender Schatten, mehr nicht, der sehr bald verschwunden war, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben.
Der Inspektor lief trotzdem hin. Er roch das Holz, so dicht stand er daneben.
Seine Spurensuche war vergeblich. Wenn jemand hier gestanden hatte, war jedenfalls nichts von ihm zurückgeblieben, nicht mal Spuren im Gras.
Er ging wieder zurück, ein wenig unsicher, da er nicht wusste, ob es

die Gestalt tatsächlich gegeben oder er sich nur getäuscht hatte, weil der Dunst vieles vorgaukelte.

Suko ging ins Haus und schloss die Tür hinter sich. Wohlige Wärme drang aus der Küche in den Windfang, und er hörte die Stimmen.

Eine war noch hinzugekommen, die Suko nicht kannte. Die Stimme einer Frau. Sie klang krächzend und gleichzeitig erregt.

Suko stieß die Küchentür auf und blieb auf der Schwelle stehen, weil er plötzlich das Gefühl hatte, einer lebenden Leiche gegenüberzustehen, die ihn aus großen, runden Augen anstarrte.

***

Ria und ich hatten das hässliche und gemeine Lachen gehört. Während Ria äußerlich und innerlich erstarrte, die Arme anhob und die Hände zu Fäusten schloss, überwand ich meine Überraschung wesentlich schneller, drehte mich um und lief auf die Tür zu.

»Bleib du hier, Mädchen!«

Ich zog die klemmende Tür auf und streckte vorsichtig den Kopf nach draußen. Mein Blick fiel auf den Bach und auf die über ihm schwebenden Dunstschleier. Die am jenseitigen Ufer wachsenden Büsche sahen aus wie knochige, mit Tüchern behangene Gespenster, die sich im leichten Abendwind bewegten, aber von dem unheimlichen Lacher sah ich nichts. Ich trat bis dicht an den Bach, blickte nach rechts und links, ohne einen Menschen zu sehen.

Ich bin kein ängstlicher Mensch, aber ich hätte schon gern gewusst, wer da so hässlich gelacht hatte. War es vielleicht die Banshee gewesen? Das wollte ich kaum glauben, sie hatte so etwas eigentlich nicht nötig. Wichtig war bei ihr der Totenruf.

Es war still geworden. Ich wartete auch darauf, dass sich das Lachen wiederholte, doch da tat sich nichts. In meiner Umgebung blieb es ruhig. Der Nebel schien sämtliche Geräusche aufzusaugen, und auch das Plätschern des Baches klang leiser als sonst.

Um jedoch sicherzugehen, schritt ich noch einmal um die Hütte herum. Erst jetzt erkannte ich, dass sie an der Rückseite noch zwei kleine, lukenartige Fenster hatte, die dicht unter dem Rand des weit vorgezogenen Daches lagen.

Vor mir erstreckte sich die weite Anhöhe, über die wir auch gekommen waren. Auch hier sah ich keine Gestalt über die Wiese laufen. Nur der Nebel hing mit seinen langen Armen an den Spitzen der braun-grünen Gräser fest. Es hatte keinen Sinn mehr, dass ich mich verrückt machte. Wenn eine unbekannte Person sich tatsächlich in der Nähe aufhielt und etwas von uns wollte, würde sie sich bestimmt irgendwann wieder zeigen. Dann konnte man weitersehen.

Ich fragte mich auch, was Ria von mir gewollt hatte. Aus welch einem Grund hatte sie mich zu dieser Hütte geführt, die angeblich ein

Geheimnis barg?

Hing es mit den Banshees zusammen, über die kaum jemand Bescheid wusste? Oder war es nur ein Trick?

»John, kommst du?«

Ria hatte aus der Hütte gerufen, und ich gab auch die Antwort.

»Ja, einen Augenblick noch.«

»Hast du denn etwas entdeckt?«

»Nein.«

»Vielleicht war es auch ein Vogel!«, rief sie. »Ein Rabe oder so.«

Der Klang ihrer Stimme hatte sich verändert. Ich blickte zurück und sah ihr Gesicht hinter der rechten der beiden Luken schimmern.

»Wir werden sehen.« Ich ging den gleichen Weg, den ich gekommen war. Inzwischen war es so dunkel geworden, dass ich den Bach nur noch ahnen konnte. Der Atem vor meinen Lippen vermischte sich mit den grauen Nebelschleiern. So romantisch die Hütte auch sein mochte, ich hatte keine Lust, hier die Nacht zu verbringen, ohne irgendeine Spur von der Banshee oder einen konkreten Hinweis auf Aibon gefunden zu haben. Das wollte ich auch meiner Begleiterin sagen.

Ich schob mich durch den Türspalt, drückte die Tür wieder hinter mir zu und schaute in das Licht der vier Kerzen, das mich ein wenig blendete, deshalb sah ich Ria Rush auch nicht sofort.

Dafür nahm ich ihr Parfüm wahr.

»Ria!«, rief ich.

Die Antwort kam aus der Ecke der Hütte, wo das Bett stand. »Ja, ich bin hier, John.« Ihre Stimme hatte sich verändert. Irgendwie war sie mir rauchiger und geheimnisvoller vorgekommen.

Ria trat in den Lichtkreis der Kerze.

Im ersten Moment glaubte ich an eine Täuschung, an das Bild aus einem erotischen Märchen, aber es stimmte.

Ria war nur mit einem Höschen bekleidet. Und das zog sie jetzt noch aus!

***

Ein Zombie!

Das war Sukos erster Gedanke, bis er feststellte, dass es sich nicht um eine weibliche Untote handelte, auch wenn die alte Frau fast so aussah. Es war Gesine Rush, die Großmutter, die noch mit im Haus lebte, wie auch ihr Mann Morton und deren gemeinsame Enkel Elaine und Scotty. Die letzten drei waren gegangen. Sie wollten zu irgendeinem Farmertreffen und würden erst spät in der Nacht zurückkehren.

Der Inspektor entspannte sich wieder. Er wollte sich nicht in die Familienangelegenheiten einmischen.

Die Großmutter stand mit dem Rücken zum Kamin. Ihre Haut war

bleich und eingefallen. Man sah ihr an, dass sie krank war. An den nackten Füßen trug sie warme Pantoffeln, das weiß-graue Wollnachthemd reichte fast bis auf die Knöchel. Der Haarknoten hatte sich zum Teil gelöst, sodass die Strähnen nach allen Seiten fielen.

Auch ins Gesicht.

Sie streckte den Arm aus. Ein magerer Zeigefinger wies auf ihre Schwiegertochter. »Du hast es gehört, Helen«, erklärte sie mit krächzender Stimme. »Du musst es gehört haben.«

Helen nickte. »Ja, Mutter, das haben wir auch. Aber bitte, jetzt geh nach oben und leg dich wieder hin.«

Gesine Rush ging nicht auf die Bemerkung ihrer Schwiegertochter ein. »Du weißt, was dieser Schrei zu bedeuten hat, Helen?«

»Das weiß ich, Mutter!«

Die alte Frau nickte. »Dann sag es, sag es schnell. Ich will es von dir hören.«

Helen warf ihrem Mann einen verzweifelten Blick zu, und Patrick handelte. »Hör mal, Mutter, wir alle hier sind in diesem Land geboren und kennen auch seine Geschichten. Aber wie ich schon sagte, es sind Geschichten, keine Tatsachen! Das müsstest du doch auch wissen.«

»Die Banshee hat geschrieen, Patrick«, erklärte die alte Frau mit leiser Stimme. »Die Banshee hat geschrieen. Sie ist anders als wir Menschen. Sie merkt genau, wenn sich der Tod ausbreitet. Da kennt sie sich aus, weil sie hinter die Dinge schaut. Und die Legende erzählt, dass jemand aus der Familie stirbt, wenn man den Ruf vernimmt. Ich habe den Schrei gehört, ich bin bettlägerig, also werde ich sterben. Der Schrei gilt mir«, fügte sie noch flüsternd hinzu.

Patrick ging auf seine Mutter zu. »Keinem galt der Ruf oder der Schrei. Da hat sich jemand einen Scherz erlaubt.«

Gesine hob den Kopf an. Ihre Züge versteinerten. »Nein, mein Sohn, so ist das nicht. Niemand auf unserer Insel würde damit spaßen. Ein jeder weiß, wie gefährlich die Banshees sind und wie recht sie mit ihrem Todesruf haben. Weißt du, weshalb ich zu euch gekommen bin, mein Sohn?«

»Ich kann es mir denken. Du hast den Ruf gehört und…«

»Rede nicht, ich bin gekommen, um von euch Abschied zu nehmen. Ich wollte die Familie noch einmal sehen, weil ich weiß, dass ich diese Nacht nicht überstehen werde.«

»Aber das ist doch Unsinn.« Dann nickte der Mann. »Sicher, vielleicht holst du dir eine Lungenentzündung. Das mag schon sein, aber nicht, weil irgendjemand geschrieen hat. Dabei weiß man nicht einmal, ob es ein Tier oder ein Mensch gewesen ist.«

»Eine Banshee, Patrick!«, flüsterte die alte Frau.

»Ich habe sie jedenfalls nicht gesehen!«, erklärte der Mann. »Ich glaube einfach nicht daran.«

Die Augen der alten Frau bekamen einen anderen Blick. Tiefer Ernst lag in ihnen. »Mein Junge, du wirst dich noch wundern. Das Leben ist nicht mit dem abgeschlossen oder zufrieden, was du in deiner unmittelbaren Umgebung siehst. Es gibt andere Dinge, die man nicht auf den ersten Blick erkennen kann, die aber dazwischen liegen, im Verborgenen bleiben und doch so viel Einfluss auf uns Menschen haben. Ich habe die Weisheit des Alters. Du bist noch jünger, mein Sohn, und ich hoffe, dass du irgendwann einmal so denken wirst wie ich. Aber dann kann es zu spät sein. Deshalb bitte ich dich inständig, kehre um, Patrick! Andere dich, nimm die alten Warnungen ernst! Sie sind nicht von ungefähr ausgesprochen worden, glaube es mir.«

Die letzten Worte hatten die von einer Krankheit geschwächte Frau sehr mitgenommen. Es sah so aus, als würde sie zusammenbrechen. Patrick sprang vor und stützte seine Mutter.

»Jetzt hast du dich übernommen. Ich bringe dich auf dein Zimmer, dort kannst du schlafen.«

»Gute Nacht, Mutter«, sagte Helen.

»Nicht gute Nacht, mein Kind!«, flüsterte sie, und plötzlich schienen alle Versammelten den Atem anzuhalten. Es wurde still, nur das Knistern des Feuers war noch zu hören. »Ich möchte nicht gute Nacht sagen«, flüsterte die kranke Frau. »Wir werden uns in dieser Welt nicht mehr wiedersehen. Wenn ich jetzt ins Bett gehe, dann, um zu sterben. Macht es gut.« Sie drehte den Kopf und schaute Suko an. »Ich kenne dich nicht, Fremder, aber ich weiß und spüre, dass du die Dinge anders siehst. Du glaubst daran. Deshalb versuche, es meinen Kindern und Enkelkindern zu erklären. Sie dürfen nicht mit geschlossenen Augen durchs Leben gehen. Sie dürfen es nicht. Und jetzt, mein Sohn«, die Frau holte noch einmal tief Luft, »bring mich nach oben auf mein Sterbelager.«

»Ja, Mutter, ja.«

Die beiden gingen. Zurück ließen sie einen nachdenklichen Suko und eine ängstliche Helen.

Die Schritte von Mutter und Sohn waren noch einige Zeit zu hören, dann erst fasste sich Helen ein Herz. »Ich muss mich für meine Mutter entschuldigen«, sagte sie. »Aber sie sieht die Dinge eben anders. Sie ist alt, leidet an Verkalkung.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob man das Verkalkung nennen kann.«

Helen legte beide Hände aufs Herz. »Dann glauben Sie ihr?«

»Unter Umständen.«

Der Ton bei den Rushs war locker. Manchmal wurde gesiezt, dann wieder geduzt. Im Augenblick kam Suko der Hausherrin sehr fremd vor, deshalb redete sie so förmlich mit ihm. Sie hatte auch die Hände gefaltet, als wollte sie beten. Dabei bewegten sich ihre Lippen, ohne

dass Suko jedoch ein Wort gehört hätte.

Der Inspektor wurde das Gefühl nicht los, dass er jetzt etwas sagen musste. Das tat er auch. »Es gibt Menschen, die Todesahnungen haben«, erklärte er. »Ihre Schwiegermutter wird zu denjenigen gehören.«

»So krank ist sie nicht.«

»Es muss ja auch nicht unbedingt alles mit einer Krankheit zu tun haben«, erwiderte Suko.

Helen ging zum Tisch und nahm auf der Bank Platz. Sie stützte das Kinn in beide Hände, während sie den Kopf schüttelte. »Ich begreife es einfach nicht, das müssen Sie mir glauben. Tut mir Leid, wenn ich so…«

»Ich werde auf jeden Fall bei Ihnen bleiben«, sagte der Chinese.

»Wenn tatsächlich etwas passieren sollte, bin ich bereit, sofort einzugreifen.«

»Glauben Sie denn, dass Gesine sterben wird?«

»Nein!«

Nicht Suko hatte die Antwort gegeben, sondern Patrick Rush, der zurückgekommen war und die Tür schloss. Er blieb unter dem breiten Lampenring stehen, auf dem sechs kelchförmige Schalen ihren Platz gefunden hatten. Drei von ihnen brannten. »Ich glaube es nicht. Es ist einfach nicht logisch. Für mich sind es die Hirngespinste einer kranken Frau.«

»Sehr überzeugend hat Ihre Stimme nicht geklungen«, bemerkte Suko.

Er trat einige Schritte vor und ging ebenfalls auf den großen viereckigen Holztisch zu. »Es kommt auch darauf an, wer einem diese Worte sagt. Bei mir war es die eigene Mutter. Da wird man natürlich nachdenklich. Sie ist fest davon überzeugt, dass sie in dieser Nacht sterben wird.«

»Wie schwer ist denn ihre Krankheit?«, fragte Suko.

Patrick hob die Schultern. »Das ist alles so eine Sache. Meine Mutter hatte die Grippe, sie nicht richtig auskuriert, sich erneut erkältet und ist dabei sehr schwach geworden. Sie hütet schon seit einigen Wochen das Bett. Mich hat es gewundert, dass sie ihr Zimmer verließ und nach unten kam.«

»In der letzten Zeit wurde sie auch wunderlich«, mischte sich Helen ein.

»Wieso?«

»Sehen Sie, Suko, meine Schwiegermutter war ein sehr gläubiger Mensch. Aber vor einer Woche fiel mir auf, dass sie ihr altes Kreuz von der Wand über dem Bett abgenommen hat.«

»Und?«, fragte Suko.

»Das hat doch nichts zu bedeuten«, meinte Patrick.

»Sag das nicht!« Helen beugte sich vor. »Ich habe dir nichts davon erzählt, aber ich fragte sie, weshalb sie das getan hat. Damals sprach sie schon von ihrer Todesahnung, erklärte aber gleichzeitig, dass sie noch auf ein bestimmtes Ereignis wartete.«

»War das der Ruf der Banshee?«

»Ja, Suko.« Helens Stimme klang gebrochen. In ihren Augen schimmerten plötzlich Tränen. »Das hat sie gesagt. Und sie fügte hinzu, dass unsere Familie mit Dingen konfrontiert werden würde, an die keiner von uns gedacht hat.«

»Ging sie auf Einzelheiten ein?«

»Nein, ich wollte sie auch nicht mehr danach fragen. Das war mir alles sehr unangenehm, wie du sicherlich verstehst. Diese Dinge habe ich immer zu verdrängen versucht, aber jetzt bin ich praktisch gezwungen, da anders zu denken. Nicht allein durch Gesine, auch wegen der Träume unserer Tochter.«

Patrick Rush lachte laut. Es klang unnatürlich. Man merkte ihm an, dass er sich in seiner Haut nicht wohl fühlte. »Komm, Suko, wir trinken einen Whisky auf die Gesundheit meiner Mutter. Einverstanden?«

Suko wollte seine Gastgeber nicht vor den Kopf stoßen, obwohl er schon einen Whisky getrunken hatte. Er stoppte Patrick aber, als dieser zu gut einschenken wollte. »Nein, nicht so viel.«

»Wie du willst.« Der Ire gönnte sich einen Doppelten.

Helen saß am Tisch und schaute ins Leere. Sie bekam überhaupt nicht mit, was um sie herum vorging.

Patrick Rush wollte Suko das Glas reichen und hatte es auch schon angefasst, als es geschah.

Ein Schrei gellte auf!

Schrill und fürchterlich. Anders als der einer Banshee, denn ihn hatte ein Mensch ausgestoßen.

Helen sprang hoch. »Mutter!«, rief sie.

Und damit hatte sie Recht.

Suko aber rannte schon los.

***

Er hatte genau gesehen, wohin Patrick seine Mutter gebracht hatte.

Hinter dem Kamin existierte eine dicke Bohlentür, die Suko aufriss und in einen schmalen Flur gelangte, wo eine Wandleuchte brannte und ihren Schein auf die ersten Stufen der nach oben führenden Treppe warf. Suko hielt sich an dem runden Geländer fest, als er hinaufstürmte.

Er hatte die Hälfte der Holztreppe noch nicht hinter sich gelassen, als er einen zweiten Schrei hörte.

Diesmal lauter, noch schriller klingend und voller Angst steckend.

Der Schrei zitterte ihm entgegen und brach urplötzlich ab. Hinter sich hörte Suko schwere Schritte, denn auch Patrick Rush stürmte die Treppe hoch, um nach seiner Mutter zu sehen.

Suko war schneller, erreichte einen kleinen Flur und hörte die Stimme des Hausherrn. »Es ist die rechte Tür direkt hinter der Treppe!«

Für diese Information war der Inspektor ihm dankbar, da zahlreiche Türen zur Auswahl gestanden hätten.

Er brauchte sich nur zu drehen, schlug auf die Klinke und stieß die Tür auf. Gleichzeitig zog er seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta, um sofort hart und entschlossen handeln zu können, wenn es sein musste.

Suko starrte in den Raum.

Er sah das Bett, den Kleiderschrank, den Tisch, die kleine Anrichte mit der Kugellampe darauf, und er sah die Gestalt, die sich über die im Bett liegende Frau gebeugt hatte.

Sie zuckte hoch, als Suko auf der Türschwelle stand, starrte ihn und den hinter Suko stehenden Patrick Rush an, und beide Männer blickten auf ein glatzköpfiges Monster mit grüner Haut und langen Zähnen.

Der Eindringling war ein Vampir!

***

Ihre Brüste waren hoch angesetzt und erinnerten mich an kleine Äpfel. Sie hob die Schultern, lächelte und ließ sich nicht dabei stören, auch noch das letzte Kleidungsstück auszuziehen.

So etwas hatte ich noch nie erlebt. Ich wollte etwas sagen, aber meine Kehle war wie zugemauert.

Ria hatte einen straffen, jungen Körper. Sie war eine echte Blondine. Ich bewunderte auch den Schwung ihrer Hüften.

Wie eine Verlockung stand sie vor mir. Das Licht der Kerze streifte über ihren nackten Körper und ließ auch weiterhin Reflexe in ihren Augen tanzen.

»Gefalle ich dir?«

»Ja, ich – aber…« Verdammt, mir fehlten die Worte! Ich musste an den Blick denken, den sie mir bei unserem Hergang zugeworfen hatte, aber auch an meinen Verdacht.

Er hatte mich nicht getrogen.

Mit einer grazil anmutenden Bewegung drehte sie sich zur Seite, sodass sie auf das Bett zuschreiten konnte. Jetzt erst sah ich, dass die Decke und das Fell schon an einer Seite aufgeschlagen waren, sodass sie schlangengleich in die warme Höhle des Bettes schlüpfen konnte. Bis zum Hals zog sie Fell und Decke hoch, bevor sie mich aus großen Augen anschaute und die Lippen zu einem Lächeln in die Breite zog.

»Warum ziehst du dich nicht aus?«, fragte sie. »Ich erwarte dich, John.«

Endlich hatte ich mich wieder gefangen. »Es kommt ein wenig überraschend für mich.«

»Aber nicht für mich. Ich wollte dich, ich will dich, und ich bin alt genug. Du hast eine fünfundzwanzigjährige Frau vor dir und kein Kind. Ich bin es gewohnt, mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, und brauche niemandem Rechenschaft darüber abzugeben. Und ich möchte mit dir schlafen. Für mich hat diese Nacht einen besonderen Reiz. Sie steckt voller Gefahren, man weiß nie, was im nächsten Augenblick passiert. Da ist es besonders prickelnd für mich, jemanden zu lieben. Das erhöht den Reiz, da werde ich zu einem Vulkan, der von dir gelöscht werden will.«

Ich war natürlich nicht hier, um mich mit der Tochter des Hauses zu vergnügen, es war auch nicht der rechte Zeitpunkt und nicht der rechte Ort, um mit ihr ins Bett zu steigen.

Ich sollte mich auch ausziehen, stattdessen holte ich einen schweren Holzstuhl herbei und stellte ihn neben das Bett.

Darauf nahm ich Platz.

Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht. »John Sinclair, ich sehe dir an, dass du nicht willst.«

Ich wollte sie nicht vor den Kopf stoßen und erwiderte: »Die Umstände sind ein wenig ungewöhnlich.«

»Das mag sein, John, aber habe ich dir nicht von Liebespaaren erzählt, die in dieser Hütte Unterschlupf finden?« Sie drehte sich auf die rechte Seite und schob ihren Arm unter der Decke hervor, sodass sie nach meiner Hand fassen konnte.

Das ließ ich geschehen.

Ria streichelte meine Handfläche, während sie weitersprach. »Wir haben beide den Ruf der Banshee vernommen, John«, sagte sie mit weicher Stimme. »Es ist der Lockruf des Todes. Jemand wird sterben. Vielleicht bin ich an der Reihe. Deshalb will ich das Leben noch einmal genießen. Kannst du das verstehen?«

»Ja, sehr gut sogar.«

»Dann zier dich nicht länger.« Sie drängte jetzt, und in ihren Nixenaugen loderte der Wille wie eine heiße Flamme.

Ich lenkte vom Thema ab. »Hast du nicht von einem Geheimnis gesprochen, das diese Hütte hier bergen soll?«

»Stimmt. Vielleicht bin ich das Geheimnis?«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Wenn du es erfahren willst, musst du zu mir kommen, John. Wenn du neben mir liegst, werde ich es dir erzählen. Du brauchst keine Angst zu haben. Vielleicht bin ich das Geheimnis.«

Ich schaute sie skeptisch an und lächelte. »Das ist Erpressung, kleine

Ria.«
»Nenne es meinetwegen so, aber denke auch an mich. Ich bin eine Frau, die ein Verlangen in sich spürt. Und wir wohnen sehr einsam, John. Ich komme hier nicht oft weg. Ist es dann nicht menschlich, dass ich mit einem Mann, der mir sympathisch ist, die Liebe genießen will?«
»Schon«, gab ich zu. »Ich würde auch nicht nein sagen, aber es gibt eben Dinge, die man zurückstellen muss. Wie deinen Wunsch, so verständlich er auch ist. Wenn alles vorbei ist, können wir noch einmal darüber reden. Wir würden dann vielleicht sogar wegfahren und zwei Tage für uns herausholen, aber jetzt?« Ich legte eine kleine Kunstpause ein. »Denk mal darüber nach, Ria.«
Sie wurde plötzlich still. Ihre Hand verschwand wieder unter der Bettdecke, und sie drehte sich auch wieder auf den Rücken und starrte zur Decke.
Ich sah in ihr Gesicht. Sie war enttäuscht. Ihr Mund zuckte, die Wangen ebenfalls, und in ihren Augen schimmerten die Tränen.
Ein wenig kam ich mir vor wie ein Schuft. Was ich getan hatte, war jedoch notwendig gewesen. Ich hätte auch sagen können: Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps.
Natürlich gab es Filmhelden, die sich solche Angebote nicht entgehen ließen, aber mein Leben spielte sich nun mal nicht auf der Leinwand ab, zudem war es außergewöhnlich genug, was ich hier in den letzten Minuten erlebt hatte.
Sie weinte still. Ich suchte noch nach Worten, da fragte sie mich:
»Weißt du eigentlich, John, wer ich bin?«
»Du hast es mir gesagt. Ria Rush.«
»Ja, das denken viele, aber es stimmt nicht ganz.«
»Moment. Sind deine Eltern nicht deine…?«
»Nein, ich wurde angenommen. Als ich noch ein Baby war, legte man mich den Rushs vor die Haustür.«
Ich schwieg, da ich ahnte, dass sie mir ein Geheimnis offenbaren wollte. Wahrscheinlich war ich überhaupt der erste Mann, mit dem sie darüber sprechen wollte, und ich drängte sie nicht. Sie musste entscheiden, wann sie die erlösenden Worte sagen wollte.
Das Dach war nicht ganz dicht. Durch die Fugen und Ritzen fand der Wind seinen Weg in die Hütte und spielte mit den Kerzenflammen.
»Man legte mich der Familie Rush vor die Tür, in der Hoffnung, gute Menschen gefunden zu haben. Die Rushs waren jung verheiratet, sie hatten selbst noch keine Kinder gehabt. Mein Bruder Scotty und meine Schwester Elaine kamen später. Sie haben auch nie erfahren, dass die Rushs nicht meine richtigen Eltern sind. Die Großeltern empfanden mich damals als ein Geschenk des Himmels. Der Herrgott hatte ihnen einen Fingerzeig gegeben, und es wäre den Menschen nie in den Sinn

gekommen, mich abzugeben. So wuchs ich bei ihnen auf und erfuhr erst im späten Teenageralter meine Vergangenheit. Ich war natürlich ungemein überrascht, aber gleichzeitig meinen Eltern dankbar, dass sie mich aufgenommen hatten. Nach dieser Aufklärung begann eine Zeit des Forschens und Suchens. Ich wollte herausfinden, wer meine richtigen Eltern waren. Und ich spürte, dass ich anders war als die mich umgebenden Menschen. Ich konnte am Tag träumen. Ich sah manchmal Dinge, die von den übrigen Menschen nicht wahrgenommen wurden. Immer wieder spielten die Gestalten und Wesen aus alten irischen Legenden eine Rolle. Dabei waren auch die Banshees vertreten, und zu ihnen fasste ich ein besonderes Vertrauen. Sie berichteten in meinen Träumen von dieser Umgebung, die in sehr früher Zeit einmal anders ausgesehen hatte, denn hier genau sollte sich das Tal der Drachen befunden haben.«

»Moment mal, wo sind wir hier?«

»Ja. Jetzt steht hier die Hütte, aber die alte Magie ist nicht vergangen, das wussten die Banshees, denn sie sprachen immer mit großem Respekt von dieser Zeit. Da musste etwas Schreckliches geschehen sein, das zurückkommen sollte.«

»Ist es gekommen?«

»Es sieht so aus!«

»Um was geht es denn genau?«

»Das habe ich nur bruchstückhaft erfahren, weil ich noch auf der Suche nach meiner Mutter war.«

»Hast du sie denn gefunden?« Ich hatte eine entscheidende Frage gestellt, und Ria ließ sich mit der Antwort Zeit, denn sie überlegte sich die Worte sehr genau.

»Meine Mutter ist – du wirst es vielleicht schon ahnen oder geahnt haben – eine Banshee!«

Das war ein Hammer!

Fast hätte ich mich verschluckt, als ich fragte: »Bist du dir sicher?«

»Ganz sicher.«

Ich holte meine Zigaretten hervor, bot Ria auch eine an, doch sie schüttelte den Kopf. »Nein, nein, nicht. Ich möchte nicht rauchen. Ich will es nicht.«

Als ich das Stäbchen anzündete, dachte ich nach. Ein Ergebnis bekam ich nicht, so fragte ich weiter: »Wenn deine Mutter eine Banshee ist, kennst du vielleicht auch ihren Namen und weißt unter Umständen, wie sie aussieht.«

»Nein, den Namen hat sie mir nicht gesagt, aber sie nahm mit mir Kontakt auf.«

»In deinen Träumen?«

»Sicher.«

»Dann hat sie auch mit dir über Aibon gesprochen? Kann es sein,

dass du dein Wissen über Aibon von ihr hast?«

»Es stimmt.«

»Aber du hast von einer gewissen Miriam di Carlo gesprochen, die dir angeblich die Informationen über dieses geheimnisvolle Druidenland gegeben hat.«

»Das stimmt auch«, gab sie mit leiser Stimme zu und drehte den Kopf so, dass sie mich anblicken konnte.

Sie schaute in mein gespanntes Gesicht. Ich hatte längst eins und eins zusammengezählt und kam auch zu einem Ergebnis. »Könnte ich davon ausgehen, dass Miriam di Carlo dann deine Mutter gewesen ist?« Auf die nächste Antwort war ich gespannt. Tief atmete sie ein. Sehr tief sogar, und sie schaute dabei dem Rauch meiner Zigarette nach. »Es ist möglich, ich gehe sogar davon aus, dass Miriam di Carlo und meine Mutter identisch sind.«

Mein Kopf sank nach vorn. Von der Zigarette fiel die Asche auf den Boden. Meine Gedanken fuhren Karussell. Das war ein harter Stoff, und eigentlich widersprach es jeglicher Logik.

»Du glaubst mir nicht, John?«

Ich lachte leise auf. »Zumindest fällt es mir sehr schwer, denn ich kenne Miriam di Carlo.«

»Das ist wunderbar.« Sie wollte sich erheben, doch ich drückte sie wieder zurück. »Moment mal, Ria, so einfach ist das nicht. Miriam di Carlo ist kaum älter als du. Sie kann normalerweise nicht deine Mutter sein. Das ist nicht möglich.«

Eigentlich hätte Ria Rush jetzt überrascht sein müssen. Das aber war sie nicht. Sie sagte nur: »John, denk mal nach. Meine echte Mutter war eine Banshee.«

»Das sagtest du schon.«

»Und Banshees besitzen Kräfte, die mit den menschlichen nicht zu vergleichen sind. Es sind mächtige Wesen. Sie stammen aus anderen Welten, sie beherrschen manchen Zauber, sie wissen von alten Zeiten, und sie können auch eine menschliche Gestalt annehmen, wie ich erfahren habe.«

»Moment mal. Du meinst also…« Ich dachte jetzt scharf nach.

»Dass Miriam di Carlo eine menschliche Gestalt angenommen hat, nachdem sie dich an die Familie Rush abgab.«

»So sehe ich es.«

Die Überlegung war nicht schlecht, zwar sehr gewagt, doch nicht unmöglich. Meine Gedanken beschäftigten sich in der nächsten Zeit mit Miriam di Carlo. Man konnte diese Frau mit den roten Haaren als Medium bezeichnen. Ich hatte sie damals kennen gelernt, als sie mir eine Schreckensversion der Stadt London unterbreitete. London lag in Schutt und Asche. Meine Freunde waren tot, ich irrte durch die Trümmer. Das alles hatte sich dann bewahrheitet, aber es war nur ein

Spiegelbild der Magie gewesen und nicht in Wirklichkeit eingetroffen.

Nun, Miriam di Carlo war schon etwas Besonderes gewesen. Des Öfteren hatten sich unsere Wege gekreuzt. Einmal war es mir gelungen, sie vor einer zerquetschenden Galgenhand zu retten, und ich wusste, dass ich mich auf sie verlassen konnte.

Sie sollte also die Mutter der jungen Frau sein, die vor mir unter den Fellen und Decken lag.

Ria musste bemerkt haben, dass ich mittlerweile eine Entscheidung getroffen hatte, denn sie fragte: »Du akzeptierst meine Version der Dinge?«

»Das tue ich.«

»Und wie stehst du dazu?«

»Positiv. Sehr positiv sogar, denn ich kenne deine wirkliche Mutter gut. Sie ist eine fantastische Frau, und sie wird dich abgegeben haben, bevor sie ihre menschliche Gestalt annahm. Sie konnte Aibon verlassen, sie gab auf dieser Welt nur ein Gastspiel, bevor sie wieder hinüberging, was ich sogar noch erleben durfte. Nur frage ich mich Folgendes: Eine Mutter kann zwar ein Kind allein gebären, aber es gehört ein Vater dazu. Wer ist dein Vater, Ria?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du nie gefragt? Ich meine, als dir deine Mutter in den Träumen begegnete?«

»Doch, ich habe sie gefragt, nur gab sie mir nie eine Antwort. Sie behielt das Geheimnis für sich. Zuletzt erschien sie mir und nannte nur deinen Namen. Du solltest kommen. Sie hat dich beschrieben, sie war sehr angetan von dir. Mir kam es vor, als würde sie auf dich alle Hoffnungen setzen, und ich verliebte mich bereits in dich, als dich meine Mutter nur beschrieben hatte. Kannst du dir das vorstellen?«

Ich lächelte. »Schlecht, aber dazu muss man wohl eine Frau sein. Ich aber bin ein Mann.«

»Da hast du Recht.«

»Sie warnte dich gleichzeitig vor einer Gefahr. Nur möchte ich wissen, welche Gefahr das gewesen sein könnte. Hat sie dir keinen Hinweis geben können?«

»Das Tal der Drachen!«

»Also diese Stelle.«

»Genau. Hier muss etwas vor langer Zeit passiert sein, von dem vielleicht nur die Banshees etwas wissen, das aber sehr entscheidend war. Vielleicht für diese Welt und möglicherweise auch für Aibon.«

»Gibt es denn noch Spuren?«

»Ich habe nicht danach gesucht und deine Ankunft erst abgewartet. Meine Mutter redete von einem getöteten Drachen, von seinem Blut und seiner Haut. Er soll sehr mächtig gewesen sein, aber es gab jemanden, der noch mächtiger war als er.«

»Das kann die Siegfried-Sage sein.«
»Die kenne ich nicht.«
»Es ist ein germanisches und kein keltisches Heldenepos. Aber diese beiden Mythologien sind sich ja nicht so fremd.«
»Möglich.« Ria lächelte. »Jetzt weißt du alles, John, obwohl ich es dir erst nachher sagen wollte. Ich liege hier und schäme mich.«
»Wir sind ja allein.«
»Gut.« Sie setzte sich hin, hielt aber die Decke vor ihren Busen gepresst und sagte: »Ich werde mich wieder anziehen.«
»Tu das.« Ich stand auf. Als Kavalier drehte ich ihr den Rücken zu, denn ich wollte sie nicht in Verlegenheit bringen. Das Mädchen hatte eine schwache Minute gehabt, und es sollte nicht mehr weiter daran erinnert werden.
Ich dachte darüber nach, welches Geheimnis dieser Flecken Erde noch bergen konnte. Die Hütte, in der wir uns befanden, war zwar alt und sah auch brüchig aus, aber ich konnte mir schlecht vorstellen, dass sie aus Aibon stammte. Die hatten Menschen viel später gebaut, nur eben an einem sagenumwobenen Ort, der sich Tal der Drachen nannte.
Je mehr Kontakt ich zu dem Reich der Druiden hatte, umso rätselhafter wurde mir dieses Land. Ein Land zwischen Gut und Böse, ein Reich der Geister, das es immer wieder schaffte, in unsere normale Welt zu gelangen. Möglicherweise auch in dieser Nacht.
Ich hörte, dass sich Ria anzog. Sie war enttäuscht, hatte ein Wunschbild gehabt, doch das war nicht in Erfüllung gegangen.
»Du kannst dich umdrehen, John.«
Ich tat es und sah, dass sie ihren Mantel schloss. »Weißt du, ich bin froh, dass du so schnell gekommen und vor allen Dingen an diesem Abend in meiner Nähe bist.«
»Weshalb?«
»Weil diese Nacht entscheidend sein kann.«
»Hat dir das auch deine Mutter gesagt?«
Sie nahm das Kopftuch und steckte es in die linke Manteltasche.
»Nicht direkt, aber es muss so sein. Wir haben den Ruf der Banshee gehört. Diese Nacht…« Jetzt senkte sie ihre Stimme und bekam große Augen. »Diese Nacht gehört den Geistern, den geheimnisvollen Bewohnern des Landes Aibon. Das braucht man nicht zu wissen, das kann man einfach spüren. Geht es dir nicht ebenso?«
»Nein, noch nicht. Aber was sollte geschehen? Die Gefahr ist nie konkretisiert worden.«
»Stimmt. Doch erinnere dich an das hämische Lachen, das wir hörten. Das war nicht normal.«
»Es ist jemand durch den Nebel geschlichen.«
»Ja, ich spürte dann die Gefahr, die von diesem Unsichtbaren

ausging. Auch jetzt ist mir so seltsam.«
»Wie denn?«
Ria hob die Schultern. »Ich kann es schlecht erklären, aber ich habe das Gefühl, als wäre mein Körper von einer anderen Kraft erfüllt, die auch Macht und Einfluss über mich gewonnen hat.«
»Deine Mutter?«
»Kann ich nicht genau sagen, aber etwas ist anders geworden in den letzten Sekunden.«
Ich schaute sie scharf an. Ria selbst hatte sich nicht verändert, es war vielmehr ihr Verhalten, das mir ungewöhnlich vorkam. Als sie einen Schritt auf mich zutrat, hatte ich das Gefühl, als würde der vorgesetzte Fuß überhaupt nicht den Boden berühren, sondern ein winziges Stück darüber schweben.
Plötzlich merkte ich es auch.
Etwas drang von unten her in meinen Körper, erfasste ihn, nahm ihn direkt in seinen Besitz, und ich hatte das Gefühl, nicht mehr mit beiden Beinen auf der Erde zu stehen.
Das Licht der Kerzen malte geheimnisvolle Schattenspiele aus roten, gelben und schwarzen Farben auf ihn, die auch meine Füße erreichten.
Ria und ich standen nach wie vor in der Hütte, und doch hatten wir beide das Gefühl, nur noch Beobachter zu sein. Eine andere Macht ergriff von uns Besitz, und ich hatte dafür nur eine Erklärung.
Aibon!
Es gab Zeiten, da hatte ich mich vor dem Reich der Druiden gefürchtet. Das lag lange zurück. Aibon war für mich nicht mehr das Land des Schreckens, es hatte seinen besonderen Reiz für mich. Ich spürte einen Drang und eine große Neugierde, mehr darüber zu erfahren. Ganz würde ich es wohl nie begreifen, aber ich freute mich darauf, es erleben zu dürfen, und da schloss ich seine Magie mit ein.
»Du spürst es auch, John, nicht wahr?«
»Es ist seltsam.«
»Auch gefährlich?«
»Nein, das glaube ich nicht.«
Ria schüttelte den Kopf. Wie in Zeitlupe. »Es ist alles so anders«, flüsterte sie. »Ich habe plötzlich das Gefühl, in einer unendlichen Weite zu stehen, so, als hätte sich da etwas verschoben.«
»Das kann schon sein. Die Zeiten, zum Beispiel.«
»Ja, die Zeiten. Wir stehen im Tal der Drachen. Hier muss noch etwas gewesen sein. Der Schrei der Banshee, das hässliche Lachen des Unbekannten, all das waren Hinweise auf die Veränderung.«
Ria verstummte, denn es passierte etwas, mit dem auch sie nicht gerechnet hatte.
Die Wände der Hütte bewegten sich zunächst wellenartig hin und

her. Dann veränderten sie ihre Struktur, wurden blasser und schließlich durchsichtig.

Wir schauten hinaus.

Und wir sahen beide in die Weite eines Gebiets hinein, das zuvor noch nicht gewesen war. Jemand sorgte dafür, dass sich unser Blick klärte. Er durchstreifte das andere Gebiet, in dem keine Nebelschwaden ihre geisterhaft wirkenden Pirouetten drehten. Wo wir hinschauten, war die Luft rein, und das Licht sah aus wie ein blasses, hellgrünes Gespinst.

Als ich dies sah, war ich mir endgültig sicher, dass uns Aibon seine Tore geöffnet hatte, und ich spürte den Beweis auch an meinem Kreuz, das verborgen unter meiner Kleidung hing.

Es erwärmte sich kaum, aber es gab eine grüne Strahlung ab, die ebenfalls zu Aibon passte.

Ich atmete die frische Luft tief ein und fand mich mit der magischen Zeitverschiebung ab.

Auch Ria gelang es. Nur wollte sie nicht allein bleiben. Sie kam auf mich zu, und ich hatte abermals das Gefühl, als würde sie schweben.

Ihre Augen leuchteten wie zwei grüne Sterne, als sie mir ihre Arme entgegenstreckte, meine Hände ergriff, sodass ich sie an mich ziehen konnte. Eng schmiegte sich Ria an mich, als wollte sie Schutz vor dem suchen, was uns erwartete.

Und so standen wir da. Eng umschlungen, ein einsames Paar in der Weite eines geheimnisvollen und rätselhaften Landes, das sich uns wieder einmal offenbaren wollte.

Wir konnten nur warten, dass sich im Land der Drachen etwas tat.

***

Suko hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit dieser schaurigen Wende. Zudem hatte er schon zahlreiche Vampire in seinem Leben gesehen, so einen noch nicht.

Deshalb war er auch so überrascht, stand da, hielt seine Beretta schussbereit, aber er drückte nicht ab, weil sich das Aussehen des Vampirs fest in sein Gedächtnis grub.

Da er einen schwarzen Mantel mit einem hohen Schalkragen trug, unterschied er sich in der Kleidung kaum von den Blutsaugern der klassischen Art. Es fiel an ihm auf, dass auf dem blanken Schädel kein einziges Haar wuchs, dieser aber, ebenso wie das Gesicht und die aus den langen Stulpenärmeln hervorschauenden Hände, eine giftgrüne Farbe hatte. Nur die Zähne schimmerten in einem hellen Weiß, und besonders gefährlich wirkten die beiden Eckzähne, die wie die eines Säbelzahntigers wirkten.

Weiß waren auch die Augen, in denen die kleinen schwarzen Pupillen wie Stecknadelköpfe aussahen. Die Ohren konnte man mit

den Lauschern eines Mr. Spock aus der Serie *Enterprise* vergleichen.

Für Suko war diese Gestalt eine Ausgeburt an Hässlichkeit. Und nicht nur das. Er wusste auch, wie gefährlich die Vampire waren, ob es sich nun um welche mit einer grünen oder fahlen Haut handelte.

Sein Opfer hatte er schon gefunden. Es lag regungslos vor ihm im Bett. Mit ausgebreiteten Armen und einem leichenblassen Gesicht.

Sukos Mund wurde hart. Er hörte hinter sich Patricks scharfen Atem und vernahm auch Helens Stimme von der Treppe her. Die Frau wollte ebenfalls sehen, was geschehen war. Aber sie durfte nicht in dieses Zimmer, und Patrick musste auch verschwinden. Mit diesem Vampir nahm Suko es ganz allein auf.

»Geh weg!«, zischte er Rush zu, ohne den grünen Blutsauger aus den Augen zu lassen. »Verschwinde und nimm deine Frau mit!«

»Aber ich…«

»Mach schon!«

Patrick sah wohl ein, dass es besser für ihn war, wenn er sich zurückzog, denn dieser Mann aus London hatte mehr Erfahrung als er.

So ging der Hausherr dann.

Suko blieb zurück.

Ihn und den Vampir trennte die Breite des Bettes, wo Gesine Rush totenbleich lag. Aber der Blutsauger schien keine Angst zu haben.

Im Gegenteil, er fand das Zusammentreffen der beiden sogar noch amüsant, denn er verzog seine Lippen zu einem breiten, spöttischen Lächeln, bevor er lässig die Arme hob und sie vor der Brust verschränkte, als wäre er hier derjenige, der alles überblickte.

Dem wollte Suko einen Riegel vorsetzen.

Er wusste nicht, ob dieses Wesen ihn verstand, trotzdem versuchte er es und sagte mit flüsternder Stimme: »Rühr dich nicht vom Fleck, Blutsauger, sonst brenne ich dir eine Kugel auf den Pelz.«

Suko erhielt keine Antwort. Der andere lächelte nur, wobei Suko das Gefühl hatte, ausgelacht zu werden.

Dieser Vampir war sich seiner Macht bewusst.

Bei einem anderen hätte Suko längst geschossen, hier zögerte er, denn er wusste, dass dieser Blutsauger nicht mit normalen Maßstäben zu messen war und wahrscheinlich einer völlig anderen Vampir-Generation entstammte.

»Wer bist du?«, fragte er.

Wider Erwarten erhielt Suko eine Antwort, sogar in seiner Sprache. »Ich bin Tyrrtoll, der Drachenblut-Vampir!«

Vielleicht hatte der Vampir gedacht, Suko würde zusammenzucken oder vor Ehrfurcht im Boden versinken, das geschah nicht. Der Chinese nickte nur und stellte eine weitere Frage: »Und was hast du hier zu suchen?«

»Ich jage Banshees!«

»Ach.« Suko deutete mit der freien Hand auf die alte Frau. »War sie eine Banshee?«
»Nein!«
»Dann hättest du nicht herzukommen brauchen. Weshalb bist du bei ihr eingedrungen?«
»Sie kennt Banshees. Sie hat den Ruf der Banshees vernommen, der weit über das Land hallte und auch mich aus meinem Reich holte.« Er streckte einen Arm aus, wies über das Bett und zielte auf Suko. »Versuche niemals, mich aufzuhalten! Ich bin der Drachenblut-Vampir und unbesiegbar!«
»Das werden wir noch sehen«, erklärte Suko kalt. »Ich habe es mir im Gegensatz zu dir zur Aufgabe gemacht, keine Banshees zu jagen, dafür aber Vampire, und du stehst bereits auf meiner Liste. Das hier war dein letzter Einsatz.«
Tyrrtoll lachte, dann sprang er. Es sah so aus, als würde er mit dem Kopf gegen die Decke donnern, und Suko feuerte auch sofort.
Auf diese Entfernung hin konnte er einfach nicht vorbeischießen.
Das Echo des Schusses schmetterte als peitschender Klang durch den Raum, und die Kugel prallte etwa dort von der Kleidung des Vampirs ab, wo bei einem Menschen das Herz schlägt.
Doch es passierte nichts!
Suko glaubte sogar, den silbernen Querschläger zu sehen, der seinen Weg quer durch das Zimmer fand und als deformierter Klumpen in die Wand schlug, wo er stecken blieb.
Aber der Drachenblut-Vampir jagte bereits mit einem gewaltigen Satz über das Bett hinweg und stürzte auf Suko zu.
In ihm hatte er sich gerade den richtigen Gegner ausgesucht. Der Inspektor hatte seine Überraschung innerhalb eines Sekundenbruchteils verdaut und drosch zu.
Einmal mit der rechten Hand, in der er noch die Beretta hielt, zum anderen mit der linken Karatehand. Es wurden beides Volltreffer.
Der grüne Blutsauger stieß keinen Schrei aus, dafür Suko, denn er hatte das Gefühl, gegen eine Wand gehämmert zu haben, so hart war der Körper des Vampirs.
Suko kippte zurück. Er fiel gegen den Türrahmen. Tyrrtoll prallte halb auf ihn, wollte ihn zurückdrücken, um seine beiden langen Zähne in den Hals des Chinesen zu schlagen, als es Suko gerade noch gelang, seine ausgestreckte Hand zwischen seinem und dem Gesicht des Blutsaugers zu schießen.
Der Biss ging ins Leere.
Dafür riss Suko sein Knie hoch. Er traf Tyrrtoll voll in den Leib und hatte das Gefühl, mit der Kniescheibe gegen eine Platte geschlagen zu haben. Trotzdem kippte der Drachenblut-Vampir zurück, wälzte sich über den Boden, wobei der lange Mantel in die Höhe wallte wie ein

dunkler Vorhang, der auch zurückfiel und wieder hochgeschleudert wurde, als er auf die Beine gelangte.

Diesmal griff er nicht an. Er drehte sich noch auf der Stelle und jagte auf das schmale Fenster zu, dessen Rahmen ein Kreuz zeigte.

Kurz davor stieß sich Tyrrtoll ab.

Wie ein grün-schwarzer Schatten jagte er durch das Fenster.

Die Splitter und Holzteile lagen noch nicht am Boden, als Suko bereits das Fenster erreichte und nach draußen schaute.

Es hatte keinen Sinn, den Drachenblut-Vampir zu verfolgen. Die Dunkelheit und der Nebel schützten ihn wie eine doppelte Decke.

Nur eines hörte der Inspektor noch. Es war ein krächzendes, hässliches und widerlich klingendes Lachen, das nur allmählich verstummte.

Suko drehte sich wieder um. Er schüttelte den Kopf, denn er hatte etwas Unfassbares erlebt.

Seine geweihte Silberkugel hatte den Vampir getroffen, doch sie war abgeprallt und als deformierter Querschläger durch das Zimmer gesaust. Nicht mal einen Kratzer hatte der Vampir abbekommen.

Wieso?

Am Fußende des Bettes blieb Suko stehen. Er wusste noch keine Lösung, konnte sich jedoch vorstellen, dass sich sein Gegner nicht umsonst den Namen Drachenblut-Vampir gegeben hatte.

Darin musste das Geheimnis seiner relativen Unverletzlichkeit liegen. Jedenfalls war dem Chinesen klar geworden, dass er sich bei diesem Feind auf einiges gefasst machen konnte. Ebenso wie sein Freund John Sinclair, der mit der Tochter des Hauses unterwegs war.

»Suko?« Aus dem Flur hörte der Inspektor Patricks Rufen.

»Komm hoch!«

»Alles klar?«

»Fast.« Mehr sagte Suko nicht. Er setzte sich in Bewegung und trat an die Seite des Bettes, an der Gesine Rush nach wie vor regungslos auf dem Rücken lag.

Bisher hatte es Suko nur geahnt. Jetzt hatte er die Gewissheit.

Gesine Rush war tot, und somit hatte sich das Versprechen der Banshee erfüllt.

Suko untersuchte die Tote. Die Leiche war noch warm. Suko strich über den faltigen Hals, aber er fand keine der typischen kleinen Wunden, die auf einen Vampirbiss hingedeutet hätten.

Der Blutsauger mit der grünen Haut hatte es also nicht geschafft, und das beruhigte den Inspektor. Sonst wäre es möglich gewesen, dass die alte Frau plötzlich aufgestanden wäre, um sich auf die Suche nach Menschenblut zu begeben.

Woran war sie dann gestorben?

Suko konnte nur raten, glaubte aber, dass er mit seiner Vermutung

der Wahrheit ziemlich nahe kam, denn er rechnete mit einem Herzschlag. Gesine Rush war alt gewesen, sie hatte zudem den Ruf der Banshee gehört und gewusst, dass sie sterben würde.

Er hörte leise Schritte, schaute zur Tür hin und sah dort Helen und Patrick stehen. Sie hielten sich an den Händen. Das Gesicht der Frau war schmerzerfüllt, die Züge des Mannes glichen einem starren Steinrelief.

Suko wusste, dass er jetzt etwas sagen musste, und er tat es mit leiser Stimme. »Sie ist leider tot.«

Patrick nickte. Helen schaute den Chinesen für einen Moment starr an. Es sah so aus, als wollte sie etwas sagen. Schließlich hob sie die Schultern, drehte den Kopf und begann zu weinen.

Die beiden Männer schwiegen. Es herrschte plötzlich eine beklemmende Atmosphäre. Da stimmte nichts mehr. Sie hatten das Gefühl, als wäre der Tod bei ihnen zu Gast.

Nun ist der Tod eine natürliche Sache. Leben und Sterben gehören zum ewigen Rhythmus des Weltenlaufs, trotzdem war es etwas anders als bei einem normalen Fall. Hier war jemand auf eine schreckliche Art und Weise umgekommen, und die Bedrohung blieb.

Helen hatte auf dem Bett neben der Leiche Platz genommen und schloss ihr die Augen, da sie den starren Blick einfach nicht mehr ertragen konnte. Sie weinte auch, als sie ihrer Schwiegermutter die Hände über der Brust zusammenlegte.

Patrick trat auf Suko zu. Fragend hatte er die Augenbrauen gehoben. »Wie ist sie getötet worden?«

»Nicht durch dieses Monster«, erklärte der Chinese.

»Tatsächlich?«

»Ja, ich kam zur rechten Zeit. Er hatte sich über sie gebeugt und wollte gerade zubeißen, als es geschah. Es muss der Schreck gewesen sein. Ich tippe auf einen Herzschlag.«

»Dann kann sie von Glück sagen…«

»Wieso?«

Patrick Rush hob die Schultern. »Ist doch klar. Ein Vampir hätte sie durch einen Biss ebenfalls zu einer solchen Bestie gemacht.«

»Ich widerspreche dir nicht.«

»Wenn nur die anderen noch hier wären. Ihr Mann und die beiden anderen Enkel.«

»Wo sind sie denn?«

»In der Stadt. Sie müssen etwas besorgen. So können wir Morton nichts vom Tod seiner Frau mitteilen.« Patrick schüttelte den Kopf. »Sie hat Recht gehabt, Suko. Sie hat tatsächlich Recht gehabt. Der Ruf der Banshee. Er bringt den Tod.«

»Das kann auch Zufall gewesen sein.«

»Nein, Suko, daran will ich nicht glauben. Kein Zufall. Die Banshee

und dieser Vampir.« Er stockte, weil er nicht mehr weiterwusste. »Ich habe auch keine Ahnung, wie dies alles noch zusammenhängt. Da sind einfach zu viele Rätsel.«

»Ja, das stimmt.« Suko überlegte, bevor er weitersprach. »Der Vampir ist verschwunden. Meine geweihten Silberkugeln sind von ihm abgeprallt. Er ist etwas Besonderes. Weißt du mehr über ihn?«

»Nein.«

»Er hat mir seinen Namen genannt. Tyrrtoll, der Drachenblut-Vampir. Das ist außergewöhnlich.«

Suko hatte sein Gegenüber angeschaut. Patricks Gesicht zeigte Überraschung. Er nickte. »Ja, das ist tatsächlich ungewöhnlich, ein Drachenblut-Vampir.«

»Kennst du ihn?«

»Nein.«

»Auch nichts davon gehört?«

»Ja und nein. Ria, die immer sehr sensibel war und für alles ein Auge hatte, würde da vielleicht besser Bescheid wissen. Sie kennt die Mythen und Legenden. Sie hat mal von einem Tal der Drachen gesprochen, das es hier gegeben hat.«

Suko bekam große Ohren. »Und wo war das?«

»Nicht in dieser Welt, sondern im Reich der Legenden. Sie hat auch den Namen gesagt.«

»Etwa Aibon?«

Der Ire nickte heftig. »Tatsächlich, so hieß das Land.«

Suko überlegte schon weiter und sprach seine Gedanken auch aus. »Wir können also davon ausgehen, dass auch dieser grünhäutige Vampir aus Aibon stammt.«

»So sieht es aus.« Patrick war sehr nachdenklich und traurig. Er ging zu seiner Frau, die noch neben der Toten am Bett saß. »Lass uns nach unten gehen«, sagte Patrick.

Helen schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht.«

»Willst hier sitzen bleiben?«

»Ja.«

»Neben der Toten?«

Sie nickte ernst. »Es ist deine Mutter, Patrick. Du hättest auch die Pflicht, auf der Bettkante zu sitzen. Ich weiß, dass Dinge geschehen sind, die dies nicht erlauben. Finstere Mächte haben ihre Fühler ausgestreckt und in unser Leben eingegriffen, deshalb stehst du ihm zur Seite, denn du kennst dich hier aus. Mir kannst du noch einen Gefallen tun.«

»Welchen?«

»Unten in der Kammer liegen noch die vier Kerzen. Es sind die Taufkerzen der Mutter. Sie sollen auch an ihrem Totenbett brennen, damit ihr Licht der Seele heimleuchtet.«

Der Mann räusperte sich und nickte. »Ja«, sagte er flüsternd. »Ich werde gehen und sie holen.«
»Danke.«
Suko hätte den Raum gern verlassen. Er brachte es einfach nicht über das Herz. Vielleicht spürte er auch, dass die Frau noch mit ihm reden wollte, deshalb blieb er.
Helen atmete tief ein. »Es ist ein alter Brauch bei uns, dass wir die Kerzen anzünden«, erklärte sie. »Du wirst es sicherlich verstehen.«
»Natürlich.«
Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Suko schaute durch das zerbrochene Fenster, durch dessen Öffnung Nebelfäden wie lange, dünne Finger lautlos in den Raum tasteten, zum Bett vordrangen und so wirkten, als wollten sie von der Toten Abschied nehmen.
Dann kam Patrick zurück. Sie hörten seine Schritte schon auf der Treppe. Als Patrick das Zimmer betrat, trug er vier lange Kerzen.
Die dazugehörigen Leuchter hatte er sich unter den rechten Arm geklemmt. Sie waren aus Holz und in Handarbeit hergestellt worden.
Die Ständer baute er um das Bett der Toten herum auf. Helen erhob sich und trat zur Seite, damit ihr Mann Platz fand.
Sie weinte leise.
Suko wollte helfen, doch der Ire winkte ab. »Es ist meine Aufgabe«, erklärte er mit spröder Stimme. Suko verstand diesen Brauch und zog sich zurück.
Die Beklemmung innerhalb des Raumes wollte nicht weichen.
Denn nach wie vor geisterte der Tod als unsichtbarer Gast zwischen ihnen. Patrick zündete die Dochte an. Als alle vier brannten, faltete er, ebenso wie seine Frau, die Hände und betete.
Suko tat es ihnen nach.
Erst Minuten später beendeten die beiden Rushs das Gebet mit einem Kreuzzeichen.
Beinahe abrupt drehte sich Patrick Rush zu Suko um und schaute ihn an. Der Inspektor sah deutlich, dass die Augen des Iren brannten. Der Tod seiner Mutter war ihm nahe gegangen.
»Können wir?«, fragte er.
»Wohin?«
»Das Untier suchen!«
Daran hatte auch Suko schon gedacht. Er zögerte die Antwort trotzdem hinaus.
»Willst du nicht?«, fragte Patrick.
»Doch.«
»Was hindert dich?«
»Ich denke dabei an dich, Pat. Du solltest im Haus bleiben und nicht mitgehen. Der Vampir ist gefährlich. Und er ist auch deshalb gefährlich, weil selbst geweihte Silberkugeln an ihm abprallen. Er

kommt mir vor, als hätte er einen magischen Panzer.«

Patrick faltete die Hände. »Das weiß ich alles, Suko. Nur muss ich ihn stellen.« Er sprach drängend, seine Augen funkelten. »Er hat meine Mutter getötet.«

Zumindest indirekt, dachte Suko. Aber der Ire hatte Recht. Suko hätte an dessen Stelle nicht anders gehandelt.

Vielleicht war es symptomatisch, dass Helen nichts sagte. Sie stand zwischen zwei Kerzen und wurde von den Totenlichtern eingerahmt. Den Blick hielt sie auf ihren Mann gerichtet. Suko las darin vollstes Vertrauen. Was Pat auch immer tun würde, es wurde von seiner Frau voll akzeptiert.

Die Kerzen flackerten. Suko erinnerten sie an ein Totenlicht, so kalt und abweisend kam es ihm vor. Dazwischen hatte der feine Dunst seine Bahn gefunden. Er war durch das Fenster gekrochen, und keiner der Menschen spürte die Kälte, die er mitbrachte.

Patrick Rush ging zu seiner Frau und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Er brauchte nichts zu sagen, schaute sie an, und sie nickte bedächtig. Diese Frau war einverstanden.

Suko seufzte. Wenn das so lief, konnte er sich nicht gegen die Tatsachen sträuben. Er war Gast im Hause der Rushs und durfte ihnen keine Vorschriften machen. Zudem waren beide erwachsen, und gewarnt hatte er sie auch.

Schweigend verließen sie das Zimmer. Unten hingen ihre Jacken.

Suko streifte seinen gefütterten Parka über, der Ire griff nach einer Wolljacke. Dann ging er in eine Kammer, deren schmale Tür verschlossen gewesen war. Als er zurückkam, hielt er eine Schrotflinte in den Händen. Er zeigte sie Suko und hängte sie sich über die Schulter.

»Die wird dir nichts nutzen«, erklärte der Inspektor.

»Ich fühle mich damit aber sicherer.«

»Dann nimm sie mit.«

»Patrick!« Helens Stimme hallte klirrend durch das Haus. Jeder hörte das Zittern darin.

»Was ist?«

»Gott möge euch beistehen!«, rief sie. »Holt euch die verdammte Bestie. Bitte!«

Der Ire erwiderte nichts. Er drehte sich um und ging auf die Tür zu. Seine Schritte waren schwer, und Suko folgte dem Mann, der sich entschlossen hatte, über seinen eigenen Schatten zu springen.

Draußen empfing sie der Nebel. Sie schauten sich um und sahen so gut wie nichts; Diese Sucherei glich einem Ratespiel. Der Vampir konnte überall stecken, das war ja das Schlimme.

»Wenn er durch das Fenster gesprungen ist, könnte er sich bei den Ställen aufhalten«, vermutete Patrick.

Suko war da nicht sicher. »Meinst du, dass er sich tatsächlich noch hier in der Nähe versteckt hat?«
Der Ire streifte Wollhandschuhe über. »Er will doch Menschenblut – oder nicht?«
»Das haben Vampire so an sich.«
»Wir durchsuchen die Ställe.« Patrick hatte entschieden. Suko hatte nichts dagegen. Um besser sehen zu können, hatte Patrick eine Taschenlampe mitgenommen. Der Lederriemen hing um seinen Hals, die Lampe baumelte dicht über der Gürtelschnalle. Er schaltete sie ein und bot damit gleichzeitig ein gutes Ziel.
Suko wies ihn darauf hin. »Ich würde sie nur im Notfall einschalten«, sagte er.
»Meinst du?«
»Ja.«
»Gut.«
Die beiden Männer durchsuchten die Ställe. Sie hatten keinen Erfolg, der Drachenblut-Vampir schien überhaupt nicht dort gewesen zu sein, denn sie entdeckten keine Spuren von ihm.
Ziemlich ratlos standen die beiden zusammen. »Das gefällt mir nicht«, flüsterte Patrick Rush, »überhaupt nicht. Der führt uns an der Nase herum.«
»Möglicherweise will er uns auch vom Haus weglocken. Deine Frau ist zurückgeblieben. Und zwar wehrlos.«
»Ja, daran habe ich auch gedacht«, gab der Ire zu. »Nur frage ich mich, was ich denn tun soll?«
»Bei ihr bleiben.«
»Und dann?«
»Schließt euch ein. Vernagelt die Fenster. Holt Kreuze und Knoblauch, wenn ihr habt.«
»Ist das ein sicherer Schutz?«
»Nein, das nicht. Der Vampir ist stark. Er wird viele Hindernisse überwinden können. Aber es ist ein Anfang, wenn du verstehst, was ich meine.«
»Ja, natürlich.«
Patrick Rush wankte bereits. Das war Suko sehr recht. Aber es sollte anders kommen, ganz anders. Zuerst hörten sie einen schrillen Schrei, der beide zusammenzucken ließ. Die Männer warfen sich Blicke zu. Niemand wusste genau zu sagen, aus welcher Richtung der Schrei geklungen war, zudem verzerrte der Nebel das Echo, aber ihnen war schon bekannt, wer ihn ausgestoßen hatte.
»Das war eine Banshee!«, flüsterte Rush und ballte eine Hand zur Faust. »Verdammt, das war sie!«
»Und weshalb sollte sie geschrieen haben?«, fragte Suko.
Der Ire hob die Schultern. »Das kann ich auch nicht sagen!«, flüsterte

er. »Dieses Land steckt voller Rätsel und Geheimnisse, die gestern noch verborgen gewesen waren, heute aber an die Oberfläche steigen. Das ist einfach furchtbar und grauenhaft.«

»Du rechnest damit, dass wieder jemand stirbt?«, fragte Suko.

Er wunderte sich, dass sein Begleiter den Kopf schüttelte. »Nein, Suko, nein, diesmal nicht.«

»Aber sie hat geschrieen!«

»Stimmt, nur war es kein Totenruf, sondern ein Schrei. Und zwar ein Schrei der Angst. Sie muss fürchterliche Angst gehabt haben, das weiß ich.«

»Wovor sollte eine Banshee Angst haben?«

Patrick schaute den Inspektor groß an. Suko sah die Nässe auf seiner Haut. »Vor dem Drachenblut-Vampir.«

Und wieder zuckten sie zusammen, als sie den Schrei hörten.

Diesmal hatte er sich verändert und war zu einem grauenvollen Heulen geworden, das den Männern tief unter die Haut ging. Das Heulen jagte durch den Nebel, er schien darunter zu leiden und zu zittern, aber er bewegte sich nicht und gab kein Loch frei, durch das die beiden hätten schauen können.

»Weit kann es nicht entfernt sein«, hauchte der Ire. »Das muss noch auf meinem Feld…«

Er kam nicht mehr weiter, denn er hörte den dritten Schrei.

Im nächsten Augenblick sahen es beide. Patrick Rush riss seine Schrotflinte hoch und zielte in die Nebelwand, die vor ihnen in Bewegung gekommen war.

Dort erschien eine Gestalt.

Fließend, schwebend, als wäre sie selbst ein Teil dieses grauen Dunstes.

Aber das war sie nicht.

Die beiden sahen eine Banshee.

***

Es tat sich etwas!

Wir, die wir plötzlich zwischen die Zeiten oder Dimensionen geraten waren, hörten den geheimnisvollen Ruf.

Es war der typische Schrei der Banshee. Diesmal nicht nur warnend, auch verzweifelt klingend, aber wir sahen die Ruferin nicht.

»Das war der gleiche Schrei!«, flüsterte Ria. Sie griff wieder nach meiner Hand.

»Scheint so.« Ich wartete ab. Dieser Schrei hatte etwas zu bedeuten gehabt. Vielleicht eine gewisse Signalwirkung.

Plötzlich vermisste ich den Bach. Und auch die Wände der Hütte sah ich nicht mehr. Der Dunst einer realen Welt oder der Zauber einer neuen schien beides verschluckt zu haben, sodass wir ziemlich allein

auf weiter Flur standen, aber das Gefühl hatten, beobachtet zu werden.

Vor uns lag eine weite Landschaft. Nicht so grün, wie ich sie an den schönsten Flecken des Landes Aibon kannte, mehr karstig, rau und wild.

Noch immer war der kaum erklärbare Vorgang im Gange. Nur allmählich schälten sich gewisse Konturen in der Weite des Landes hervor. Ich entdeckte weite Hügel und kegelförmige Vulkane.

Erloschen, vielleicht tief in ihrem Innern brodelnd, aber nicht mehr mit der Kraft, die ausgereicht hätte, um den gefährlichen Inhalt aus der Öffnung und in die Höhe zu schleudern.

»Ist dies das Tal der Drachen, von dem in euren Legenden gesprochen wurde?«, fragte ich.

Ria nickte. »Das muss es einfach sein.«

»Dann lass uns tiefer hineingehen.«

»Warum?«

»Weil ich die Drachen sehen will.«

»Und du hast keine Angst?«

»Noch nicht.«

»Dann werde ich dich begleiten.«

Ich schaute gegen den Himmel. Der Aibon-Himmel war, das wusste ich, oftmals von einem unnatürlichen Blau, gemischt mit dem dunklen oder manchmal auch hellen Grün des Landes, sodass ich hin und wieder einen türkisfarbenen Schimmer gesehen hatte, der sich von einer Unendlichkeit in die andere hatte ziehen wollen.

An diesem Tag sah ich diesen Himmel nicht. Der hier war düster und grau, manchmal von langen Streifen durchschnitten, die aber von keiner sichtbaren Sonne stammten.

Wir hatten in unserer Welt in der Dunkelheit gestanden, hier erlebten wir eine Grauzone, in die hin und wieder ein hellerer Streifen hineinfiel.

Aibon-Erde!

Und dann sahen wir die Bewegungen. Es mussten einfach Geister sein, denn das Brausen um uns herum und die weichen, schmeichelnden Berührungen in den Gesichtern konnten nur von ihnen stammen, da ich keinen Nebel oder Wind spürte.

Ria drehte mir ihr Gesicht zu. »Sie sind da!«, hauchte sie.

»An wen denkst du?«

In ihren Nixenaugen las ich plötzlich eine gewisse Sehnsucht. »An die Banshees, vielleicht sogar an meine Mutter. Ob ich sie wohl mal sehen werde?« Sie fasste mich jetzt an. An der Härte ihres Griffes erlebte ich, wie sehr sie diese Vorstellung faszinierte. »Was meinst du dazu, John?«

Ich gab eine diplomatische Antwort. »Möglich ist schließlich alles,

und Aibon steckt voller Rätsel.«

Mehr fragte Ria nicht. Auch ich wollte nicht gestört werden, denn ich konzentrierte meine Blicke auf den geisterhaften Tanz, der über dem Vulkanboden stattfand.

Es waren Gespenster. Möglicherweise auch Elfenwesen oder Feen, so genau konnte ich das nicht erkennen. Sie drehten ihre Reigen und bildeten stets neue Figuren.

Ria war von diesem Tanz fasziniert. Sie konnte nicht mehr ruhig stehen bleiben. »Seid ihr die Banshees?«, fragte sie. »Seid ihr die Geister, die uns Menschen in ihrem Leben begleiten? Bitte, gebt doch Antwort. Seid ihr es tatsächlich?«

Weder Ria noch ich erhielten eine Antwort. Dafür wirbelten die Gestalten weiter. Ihr Tanz wurde mit einer gewissen Besessenheit geführt. Es gelang mir allerdings nicht, Gesichtsmerkmale zu unterscheiden, dafür sahen sie einfach zu blass und nebulös aus. Ich erinnerte mich daran, Elfen und Feen gesehen zu haben, als ich das rätselhafte Land Aibon zum ersten Mal intensiv erlebt und auch das Rad der Zeit kennen gelernt hatte.

Hier sahen die Gestalten ähnlich aus. Wunderbare, nebulöse Tänzerinnen, die in ihren Bewegungen voll aufgingen.

Miriam di Carlo aber sah ich nicht.

Ria Rush sprach mich an. »John, ich will zu ihnen. Vielleicht kann ich mich mit ihnen unterhalten. Bitte.«

»Versuch es.«

Und sie ging.

Nein, sie ging nicht, denn plötzlich merkte Ria, dass sie sich nicht bewegen konnte.

»John!« Ihre Stimme zitterte. »John, was ist das? Ich kann nicht mehr gehen. Mich noch nicht mal bewegen. Da will mich jemand festhalten, John!«

Sie hatte nicht mal Unrecht. Als ich es versuchte, kam ich ebenfalls nicht von der Stelle. Es war so, als würde uns eine Kraft aus dem Innern der Erde festhalten.

Nur anfassen konnten wir uns. Ich spürte wieder Rias Griff.

»Kannst du nichts tun, John?«

»Ich glaube nicht.«

»Aber dann sind wir…« Sie holte tief Luft. »Verflixt, dann sind wir Gefangene.«

»Das kann sein.«

»Und jetzt?«

»Müssen wir warten.«

Es war wirklich das Beste, was wir tun konnten. Warten, nur einfach warten und zuschauen, wie es die geisterhaften Tänzerinnen mit ihren langen, fließenden Haaren weitertreiben.

Es war auch für mich nicht gut, unbeteiligt zu bleiben, aber ich dachte längst darüber nach, wie dies überhaupt möglich sein konnte, wo wir doch so übergangslos in diese geheimnisvolle Welt des Landes Aibon transportiert worden waren.

Jetzt hingen wir fest. Waren nur noch Statisten, denn die anderen bewiesen uns ihre Macht und Magie.

Vielleicht hatte auch mein Kreuz dafür gesorgt, dass die alte Magie der Drachen wieder an die Oberfläche und in die Gegenwart hingespült worden war, und ich wurde das Gefühl nicht los, dass man uns etwas zeigen wollte.

Noch immer tanzten die nebulösen Wesen, drehten die Banshees ihre Kreise, und wir hörten auch wieder die Schreie.

Diesmal verändert. Nicht mehr so schrill, mehr jammernd, als würden sie von einer kommenden Gefahr wissen, nicht aber in der Lage waren, etwas dagegen zu unternehmen.

Auch Ria hatte bemerkt, dass sich etwas veränderte. »Was kommt da auf uns zu?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht.«

Ihre Augen verengten sich. Sie zog den Kopf zwischen die Schultern, als wäre sie von einem kalten Hauch gestreift worden.

»Ich habe das Gefühl, dass wir uns wie auf dem Präsentierteller befinden, John. Irgendetwas ist da nicht in Ordnung. Ich merke genau, dass wir uns nicht wehren können. Man ist uns überlegen.«

In ihre letzten Worte hinein erklang ein fürchterlicher Schrei.

Diesmal nicht von einer Banshee ausgestoßen, sondern von allen Gestalten, die den Reigen bildeten.

Sie schrien, jammerten, brüllten und wuchteten ihre geisterhaften Körper zurück, als wäre zwischen ihnen eine Bombe eingeschlagen.

So ähnlich kam es uns in den folgenden Sekunden vor, denn dort, wo die Banshees getanzt hatten, öffnete sich plötzlich die Erde. Wir konnten nicht weg und waren in einem Inferno gefangen, das sich aus Erde, Steinen, Rauch und Feuer zusammensetzte.

Ein Vulkanausbruch fand praktisch vor unseren Zehenspitzen statt, und er hätte uns ebenfalls in die Höhe geschleudert oder zerfetzt, aber wir sahen nur zu, erlebten es ja nicht mit.

Rauch hüllte uns ein. Wir wurden nicht getroffen und atmeten den Qualm auch nicht ein. Wir standen wie geisterhafte Erscheinungen vor Ort, waren aber in Wirklichkeit woanders.

Das war kaum zu fassen.

Auch Ria hatte ihren ersten Schreck überwunden. Sie riss nicht mehr ihre Arme in die Höhe, um sich vor den aus dem Erdboden herausgeschleuderten Gegenständen zu schützen, die uns selbst nicht erwischt hatten.

Wir mussten auf einer zeitlosen Insel stehen, in einem Loch zwischen

den Dimensionen, das uns vor allem schützte, was sich an Horror vor uns abspielte.

Allmählich verschwand der Rauch. Es war ein dicker, schwadenartiger und schwarzer Qualm, unsere Sicht klärte sich, und wir konnten das erkennen, was die Explosion zurückgelassen hatte.

Es war ein Krater!

Feine Rauchschleier drangen aus ihm hervor und wurden vom Wind mitgerissen.

»Ich verstehe das nicht, John, du etwa?«

»Kaum, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass wir hier etwas erleben, das sich in der Vergangenheit oder in Aibon ereignet hat.«

»Und was könnte das sein?«

»Das, meine liebe Ria, werden wir sehr bald sehen. Warte es mal ab.«

Interessant war der Krater. Er befand sich zwar in der Nähe, aber wir waren trotzdem zu weit von ihm entfernt, als dass wir bis auf seinen Grund hätten schauen können. So mussten wir zunächst einmal abwarten, ob noch weitere Ereignisse ihre Schatten über das Land und uns warfen.

Die geisterhaften Banshees waren verschwunden. Eine trügerische Ruhe lag über dem Land. Der bei dem Vulkanausbruch entstandene Qualm trieb den Bergen entgegen.

Zudem fielen die ersten Partikel wieder zurück. Sie kamen als gewaltiger Regen aus Asche, kleinen Steinen und Staub. All dies setzte sich auf dem Boden ab, ohne uns allerdings zu berühren, denn uns schützte ein unsichtbares Dach.

Ich wunderte mich nicht mehr. Meine Anspannung ließ nach. Sie schuf einer gesunden Neugierde Platz. Zudem konnte ich mir nicht vorstellen, dass mit dem Ausbruch des Vulkans alles vorbei gewesen sein sollte.

Und ich behielt Recht.

In der Tiefe des Vulkans tat sich etwas. Dort begann es zu grummeln, und plötzlich spritzte wieder glühende Lava in die Höhe.

Es war erst der Beginn.

Eine gewaltige Feuersäule jagte in den Himmel, doch nicht der Vulkan hatte sie ausgespien, sondern ein Monstrum, das in ihm lauerte. Einen Augenblick später fiel die Flammensäule in sich zusammen.

Dann reckte ein grünes Schuppentier seinen hässlichen Schädel über den Kraterrand.

Ria faltete die Hände und suchte neben mir Schutz. »John, das ist ein Drache!«

***

Kaum hatte Ria das gesagt, leckte erneut ein Flammenstoß über den

Kraterrand.
Ein wenig schwerfällig wirkte es, als das Monstrum aus dem Krater kletterte. Die dicke Drachenhaut schimmerte in einem dunklen Grün, ebenso wie der lange, kräftige Schwanz, mit dem das Riesentier problemlos Häuser einreißen konnte.
Wir waren gebannt von diesem Anblick.
»Und wenn er uns verschlingt?« Ria zitterte am ganzen Leib.
»John, der verschlingt uns mit Haut und Haaren!«
»Ich weiß, aber ich glaube nicht, dass uns etwas geschieht. Wir sind geschützt, uns hat das Feuer nichts anhaben können, selbst der Vulkanausbruch ist spurlos an uns vorübergegangen. Nicht ein Stein traf uns, nicht mal ein Staubkorn.«
»Und was ist das?«
Der Drache drehte sich.
Es war nicht das erste Mal, dass ich einem solchen Untier gegenüberstand, aber diesmal brauchte ich nicht zu fliehen. Er konnte mir nichts tun, wir standen geschützt.
Nicht ein Geräusch hörten wir. Die Szene lief vor uns ab wie in einem Stummfilm.
Auch wir schwiegen, als wir dem Phänomen weiter zusahen.
Ein wenig mulmig war mir schon, als der Drache sich uns zuwandte. Ria reagierte ähnlich. Über ihr Gesicht rann eine Gänsehaut.
Angst hielt sie umklammert. Ich hörte ihr scharfes Atmen, als der Drache näher kam.
Seine Augen wirkten wie Halbkugeln. Sie fixierten uns. Die Schnauze öffnete sich langsam. Wir konnten in das Maul hineinschauen. Dolchartige Reißzähne flößten uns Respekt ein.
Durch die Gestalt des urwelthaften Tieres ging ein gewaltiger Ruck. Es sah aus, als bereitete er sich auf einen Angriff vor, doch er schien nur Stärke demonstrieren zu wollen.
Ria meldete sich wieder. »John, das gibt es doch nicht. Sag mir, dass ich träume.« Das konnte ich nicht. Im nächsten Augenblick drehte der Drache durch.
Ein mächtiges Gebrüll begleitete den Feuerstrahl, den er in unsere Richtung schickte.
Wir duckten uns unwillkürlich, rechneten mit dem alles verzehrenden Feuer, doch die Flammen wischten über uns hinweg, obwohl sie uns hätten erfassen müssen.
Es war einfach unbeschreiblich. Ria schaute vorsichtig hoch.
»Leben wir noch?«, fragte sie allen Ernstes.
»Es sieht so aus.«
»Dann kann er uns nichts tun, oder?«
Ich gab ihr keine Antwort, denn der Drache wuchtete jetzt seinen mächtigen Körper herum, und ich wollte sehen, was er als Nächstes

unternahm.
Nichts gegen uns, denn hinter ihm war plötzlich eine Gestalt aufgetaucht.
Ein Mensch, der einen dunklen Mantel trug und zwei brennende Lanzen in der Hand hielt, deren Feuerschein ihn von zwei Seiten umspielte.
»Wer ist das?«, hauchte Ria.
»Keine Ahnung.« Erst jetzt bemerkte ich, dass diese Gestalt kahlköpfig war.
Durch das tanzende Feuer sah sie so aus, als würde sie sich unter einer roten Glut bewegen und sich dabei immer mehr verzerren.
Auch ihr Gesicht blieb dabei nicht mehr im Schatten.
Aibons Luft war klar, auch in dieser Gegend, wo die Vulkane hin und wieder ihre gewaltigen Flammensäulen in die Luft schleuderten. Aus diesem Grunde konnte ich die Gestalt auch so deutlich erkennen, obwohl sie sich meiner Schätzung nach relativ weit von uns entfernt befand. Ich sah, wie sich ihr Gesicht bewegte und der Mund dabei weit aufklaffte.
Auch Ria hatte etwas davon bemerkt. »Ein Vampir«, flüsterte sie.

***

Ihre Feststellung war noch nicht verklungen, als Ria einen leisen Ruf ausstieß. Sie schüttelte sich dabei, als wollte sie es nicht glauben.
»Vampire in Aibon!?«
Sie sprach nicht mehr weiter. Auch ich blieb stumm, denn wir beide hörten plötzlich ein Geräusch, das uns bekannt vorkam. Es war ein krächzendes, hässliches Lachen, das wir einfach nicht überhören konnten. Es erinnerte uns an das, was hinter uns lag.
Ich sah mich wieder mit Ria in der Hütte stehen und lauschen.
Wir hatten das hässliche Lachen auch in unserer normalen Welt vernommen, und jetzt hörten wir es wieder.
In Aibon.
O Gott, was tat sich da? Welche Magie und Ereignisse würden wir noch erleben?
»John, träume ich?« Ria Rush konnte es kaum fassen.
»Nein, Mädchen. Du befindest dich in dem Reich, in dem die Legenden geboren wurden. Wo die Feen, Elfen, Drachen und Geister zu Hause sind. Das ist die Welt von Aibon, das ist…« Ich hob die Schultern. »Vielleicht erkläre ich es dir später.«
Es war auch keine Zeit für irgendwelche Dialoge, denn der Drache hatte bemerkt, dass in seiner Nähe jemand aufgetaucht war, und er drehte seinen Körper so, dass die Halbkugel-Augen diesen Gegner anstarren konnten.
Gegner, ich hatte mich nicht getäuscht, denn die beiden waren keine

Freunde.

Da gab es etwas zwischen ihnen, das nicht sichtbar war, an dem ich jedoch fühlen konnte.

Das unsichtbare Band der Feindschaft.

Und der Drache reagierte als Erster. Er wollte es schnell zum Abschluss bringen, öffnete seine gewaltige Schnauze, und abermals jagte ein Feuerstrahl daraus hervor und dem Vampir direkt entgegen.

Wir rechneten damit, dass der andere in Deckung springen würde. Ich ertappte mich sogar dabei, dass ich ihm die Daumen drückte, doch der Blutsauger blieb stehen wie eine Eins.

Er brauchte sich nicht zu bewegen, denn die Feuersäule rann zuckend über den harten Boden und erreichte ihn nicht. Mit der gleichen Geschwindigkeit schlug sie wieder zurück und verschwand im noch immer aufgerissenen Maul des Drachen.

»Das gibt was!«, flüsterte Ria. »Die beiden werden sich bekämpfen.«

»Und wer gewinnt?«

»Wem gönnst du es, John?«

Das war eine gute Frage. Der Drache war gefährlich, der Vampir nicht minder. Obwohl ich mir zutraute, gegen ihn erfolgreicher bestehen zu können als gegen ein so vorsintflutliches Ungeheuer.

Die erste Attacke des Drachen war nur eine Warnung gewesen.

Bis hierher und nicht weiter hätte das heißen können. Jetzt bewegte sich dieser Klumpen aus Schuppen und harter Haut nach links. Er wollte einen Bogen schlagen, um sein Opfer von der Seite erreichen und vernichten zu können. Dabei brauchte er sich nicht allein auf sein Maul zu verlassen, auch seinen Schwanz konnte er einsetzen, und dessen Kraft würde den Blutsauger aus Aibon zerstückeln.

Der Drache hatte sich geduckt, wenn man bei ihm überhaupt davon sprechen konnte. Sein gewaltiger Leib schabte über den Boden und wirbelte Staub auf.

Der Vampir blieb ruhig stehen. Ich wusste nicht, wo er so plötzlich hergekommen war, ich fand mich einfach damit ab, dass er überhaupt vorhanden war und sich dem Drachen stellte.

Als Zeichen eines baldigen Angriffs wertete ich die Bewegungen der beiden Arme. In den Händen hielt er die flammenden Lanzen.

Ich konzentrierte mich für einen Moment auf den Feuerschein und sah in seinem Innern ein grünes Zucken.

Grün wie das Licht von Aibon.

Sollten die Flammen damit gefüllt sein?

Noch hatte ich keine Ahnung, aber das Gefühl, dass bald etwas passieren würde, steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. Der Blutsauger hatte jetzt die Arme angewinkelt und drückte sie langsam nach hinten. Er schien Kraft zu sammeln.

Mit Lanzen gegen einen Drachen?

Normalerweise unwahrscheinlich, doch ich sah es anders. Wir befanden uns in Aibon, zwar nur als Zuschauer degradiert, aber wir mussten den Gesetzen dieses Landes Tribut zollen. Hier lief vieles anders als in der normalen Welt, auch Waffen würden hier eine besondere Wirkung zeigen, und wenn es nur die beiden brennenden Lanzen waren.

Der Drache schien zu merken, was auf ihn zukam. Genüsslich öffnete er sein Maul.

Der gewaltige Oberkörper wurde zurückgedrückt, sodass es für uns aussah, als wollte das vorsintflutliche Tier noch einmal Kraft schöpfen, um anschließend voll einzusteigen.

Der Vampir kam ihm zuvor.

Urplötzlich riss er beide Arme nach vorn. Das geschah synchron, und zusammen verließen die brennenden Stäbe seine Fäuste, die er gedankenschnell geöffnet hatte.

Die zwei brennenden Lanzen jagten dem grün geschuppten Untier mit einer fast wahnsinnigen Geschwindigkeit entgegen, sodass sie für uns aussahen wie Kometen.

Und sie trafen.

Was dann geschah, übertraf unsere kühnsten Erwartungen.

Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, eine alte germanische Sage zu erleben.

***

Vor Überraschung ging Patrick Rush einen Schritt zur Seite und schüttelte den Kopf. »Meine Güte, Suko!«, keuchte er. »Das ist sie. Das ist eine Banshee!«

Auch der Inspektor sah zum ersten Mal in seinem Leben dieses geheimnisvolle Wesen, um das sich so viele Gespräche gedreht hatten, aber er konnte es nicht richtig erkennen.

Die Banshee war einfach zu schnell. Sie huschte durch den Nebel und war zu einem dunkelgrauen Schatten geworden, der nur bei genauerem Hinsehen als Körper mit einigermaßen menschlichen Zügen zu erkennen gewesen wäre.

Suko holte tief Luft. Er hatte das Gefühl gehabt, als würde die Banshee genau auf ihn zukommen, um nach ihm greifen zu können.

Dann drehte sie sich schnell ab und jagte heulend in eine dicke, wallende Nebelwolke hinein, mit der sie eins wurde.

Alles war so schnell abgelaufen, dass die beiden Männer nicht reagiert hatten. Sie standen sprachlos da.

Nur Rush bewegte sich. Er hob dabei die Schrotflinte. Die beiden Hähne waren gespannt.

Ein Gelächter aus dem Nebel drang an ihre Ohren. So krächzend, gleichzeitig schrill und furchtbar, unterlegt mit Hohn und einer

widerlichen Häme, die beide zusammenzucken ließ.

Das musste der Drachenblut-Vampir gewesen sein. Wenn ja, dann lauerte er in ihrer Nähe, wurde nur vom Nebel gedeckt und ließ sich deshalb nicht blicken.

Suko verzichtete auf seine Beretta. Er holte stattdessen eine andere Waffe hervor. Es war die Dämonenpeitsche, mit der er einen Kreis über den Boden schlug, sodass die drei Riemen hervorrutschten konnten.

Suko wartete ab.

»Nichts zu sehen!«, kommentierte Patrick und kam wieder zurück. Er hatte sich einige Schritte entfernt gehabt. Seine Gestalt wurde von den grauen Schleiern umwallt, sodass er wie ein gewaltiger Klotz in der Finsternis wirkte. »Aber es ist eine echte Banshee gewesen«, erklärte er fest überzeugt.

»Woher willst du das wissen?«

»Sie werden immer so beschrieben.«

»Als Geister?« Suko zweifelte.

»Das ist unterschiedlich. Manchmal feinstofflich, dann wieder anders, weißt du?«

Suko nickte. Er dachte darüber nach, dass die Banshee so schnell und wie ein Schatten an ihnen vorbeigehuscht war. Als wäre sie auf der Flucht gewesen.

Wenn ja, vor wem?

Suko brauchte nicht lange nachzudenken, um den Grund zu erraten. Das konnte nur der Vampir gewesen sein.

Er spürte die Trockenheit in seinem Hals und die Feuchtigkeit auf seinen Handflächen. Patrick Rush schaute auf die Dämonenpeitsche, stellte aber keine Frage. Er hatte längst erkannt, dass der Inspektor mehr Erfahrung mit Geistern hatte als er.

Eine Stimme hallte durch die graue Suppe.

Es war Helen.

»Wo seid ihr?«

Patrick schüttelte den Kopf. Er wollte ebensowenig wie Suko, dass sich seine Frau da einmischte. »Bleib bitte im Haus, Helen!«

»Wer hat da geschrien?«

»Eine Banshee!«

»Habt ihr sie gesehen?«

»Ja.«

»Gott!« Ihr Schrei klang laut durch den Nebel. »Dann wird noch jemand sterben!«

Patrick schwieg. Er schaute Suko an und nickte dabei. »Sie könnte Recht behalten«, sagte er. »Beim ersten Schrei der Banshee ist meine Mutter gestorben. Und jetzt…«

Es lag auf der Hand, dass er sich starke Sorgen machte.

Suko reagierte entsprechend. »Okay«, sagte er. »Okay, Pat. Du wirst jetzt zu Helen gehen und das Haus dann nicht verlassen!«

Der Blick des Iren wurde starr. »Und was machst du?«

Da lachte Suko leise. »Ich werde versuchen, diesen Drachenblut-Vampir zu stellen.«

»Allein?«

»Ich bin deshalb hergekommen. Vergiss das nicht. Und jetzt verschwinde, Mensch.«

Patrick hatte erkannt, dass Suko keinen Widerspruch mehr duldete. Er schaute noch kurz zu Boden, hängte dann die Schrotflinte über die rechte Schulter, nickte und ging weg.

Helen rief wieder nach ihrem Mann und erhielt von ihm eine beruhigende Antwort.

Suko wollte den Drachenblut-Vampir. Einmal hatte ihn diese Bestie reinlegen können, das sollte ihm ein zweites Mal nicht passieren.

Aber er wusste nicht, wo der Blutsauger steckte.

Tyrrtoll konnte sich an das Haus herangeschlichen und sich darin verborgen haben.

Trotzdem ging der Chinese davon aus, dass sich der Drachenblut-Vampir nicht in das Haus verzogen hatte. Er jagte Banshees, und die fand er nun mal in freier Wildbahn und nicht zwischen den Wänden eines Bauernhauses.

An einer Stallwand hing eine Laterne, die mit ihrem Licht nur mühsam die Schwärze der Nacht und den Nebel durchdrang. Suko ging auf sie zu.

Der Inspektor gehörte nicht zu den ängstlichen Gemütern, trotzdem konnte er sich etwas Besseres vorstellen, als durch den feuchten Nebel zu laufen.

Es war ein leises Quietschen. Blinder Alarm. Die Laterne schaukelte in ihrer Halterung und quietschte dabei.

Suko konnte sich ein Lächeln der Erleichterung nicht verkneifen, als er die natürliche Erklärung für dieses Phänomen erkannte.

Die Tür schräg unter der Lampe stand breit offen. Suko musste den Schuppen untersuchen. Es roch dort nach Heu. Licht gab es keins.

Dafür hörte Suko ein dünnes, gequältes Wimmern – und im selben Augenblick das krächzende Lachen des Drachenblut-Vampirs.

Da wusste Suko Bescheid.

Vor ihm, in der Finsternis des Schuppens mussten sich eine Banshee und der Vampir befinden.

***

Nach wie vor sah Suko die berühmte Hand vor Augen nicht. Wenn er gezielt eingreifen wollte, brauchte er Licht. Das konnte ihm nur seine Lampe geben, die in seiner Tasche steckte.

Der Inspektor kam nicht mehr dazu, sie hervorzuholen, denn vor ihm flackerte plötzlich ein Feuer auf. Es entstand aus dem Nichts, aber es war so intensiv, dass es genau die Stelle erleuchtete, wo sich eine schaurige Szene abspielte.

Zum zweiten Mal entdeckte Suko den Drachenblut-Vampir! Die flackernden Feuerlanzen erhellten die nähere Umgebung. Beide, die Banshee und der Vampir, standen sich unter einem vorgezogenen Dach gegenüber, das als Lagerstätte für Strohballen diente. Stroh lag ebenfalls in der Ecke, wo die beiden sich aufhielten und die Banshee sich auf dem Boden zusammengekauert hatte.

Sie erstickte fast an ihrer Angst. Nur wimmernde Laute drangen aus ihrem Mund.

Zum ersten Mal sah Suko sie nicht allein als feinstoffliches Wesen.

Sie hatte sich verändert und eine normale menschliche Gestalt angenommen. Die Kleidung der Frau war bunt. Und inmitten der Farben leuchtete ein bleiches Gesicht. Die »Haare« auf ihrem Kopf ähnelten verdorrten Pflanzenarmen. Sie waren gelb-grau und standen nach allen Seiten ab. Kein scheußliches Bild, und die Banshee, oft als Hexe verschrien, wirkte wie eine Mischung aus Pflanze und Mensch.

Sie hatte die Arme halb angehoben und auch angewinkelt, weil sie sich auf diese Art und Weise schützen wollte, aber der Vampir würde kein Pardon kennen, zudem war die Banshee waffenlos.

Er stand vor ihr.

Leicht gebückt, den Kopf nach unten gerichtet, und der hohe Schalkragen überragte ihn jetzt, er wirkte wie ein steifes Gebilde aus dunklem Metall.

»Die Erste!«, krächzte der Blutsauger. »Mich hält niemand auf. Mich, den unbesiegbaren, der aus den Drachenhügeln gekommen ist und Aibons Botschaft verbreitet.«

»Tust du das wirklich, Tyrrtoll?«, fragte Suko hart.

Wenn der Vampir überrascht war, so zeigte er es nicht. Eiskalt schaute er Suko an.

Obwohl der Inspektor im Dunkeln stand, musste sein Gegner genau wissen, wer diesen Schuppen betreten hatte. Mit seiner krächzenden Stimme sagte er nur einen Satz. »Du mit den Silberkugeln schon wieder?«

»Ja, ich.«

»Und was willst du?«

»Die Banshee retten!«

Da lachte Tyrrtoll. »Sie kann niemand mehr retten. Ich bin gekommen, um sie zu jagen. Sie hatten geglaubt, in Aibon bleiben zu können. Als ich ihnen dort auf den Fersen war, verließen sie die Welt der Druiden, um sich den Menschen zu zeigen. Sagengestalten, an die viele noch glauben, und man hörte auch den Totenruf der Banshee.

Um die Legende zur Wahrheit zu machen, bin ich hingegangen und sorgte dafür, dass die erste Person starb. Sie gab bereits auf, als sie mich entdeckte. Da konnte sie nicht mehr. Ihr Herz stand still. Ich brauchte nicht mal ihr Blut.« Er lachte. »Mir entkommt keiner, wenn ich es nicht will. Was ich in Aibon anfing, führe ich in dieser Welt fort.«

»Jetzt nicht mehr!«

Sukos Stimme hatte sehr sicher geklungen und auch unversöhnlich. Das ärgerte den Vampir und machte ihn gleichzeitig wütend.

Deshalb musste er handeln. Er schleuderte seine Lanzen. Eine jagte auf die vor ihm hockende Gestalt zu, die zweite Feuerlanze aber suchte sich Suko als Ziel aus.

***

Auch in Aibon wurde gekämpft.

Zwei Zeugen, die auf einer Insel zwischen den Zeiten oder Dimensionen standen, schauten zu, wie sich eine Lanze in den Körper des Drachen bohrte.

Zwar versuchte der Drache noch, sich zu wehren, er warf seinen kantigen Schädel herum und gleichzeitig in die Höhe, sodass die aus dem Maul schießende Wolke aus Feuer, Rauch und Asche in den Himmel jagte und nicht gegen seinen Todfeind.

Der Vampir hatte gewonnen.

Und er verhielt sich wie ein Sieger, denn er streckte beide Arme in die Höhe, ballte die Hände zu Fäusten, legte den Kopf zurück, während aus seinem Maul ein hässliches Triumphlachen drang. Es hallte als Zeichen des Sieges über das trostlose Land mit den zahlreichen Hügeln und Vulkanen. Der Blutsauger war Sieger. Er schaute, wie auch wir, dem Todeskampf des Drachen zu.

»Ist das möglich?«, hauchte Ria neben mir.

»Du siehst es ja.«

In der germanischen Mythologie gibt es die Sage vom blonden Recken Siegfried. Der Vampir war zwar mit diesem Mann nicht zu vergleichen, im Prinzip aber spielte sich hier das Gleiche ab, denn der Drache verlor.

Welche Art von Feuer die Lanze umflackerte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls war es stärker als normales Feuer, denn es ließ sich auch dann nicht löschen, als sich der schwerverletzte Drache in seiner Verzweiflung über den Boden wälzte, um auf diese Art und Weise zu versuchen, die Flammen zu ersticken.

Er kämpfte verbissen. Der gewaltige Koloss drehte sich von einer Seite auf die andere, richtete sich auf, krachte aber immer wieder zurück, sodass der Boden dröhnte und zitterte.

Er gab nicht auf.

Immer wieder jagte Feuer aus seinem Maul. Manchmal auch in unsere Richtung, sodass wir uns unwillkürlich duckten und nichts abbekamen. Die magische Insel, auf der wir standen, hielt tatsächlich dicht.

Hinein in Feuer und Rauch wallte der vom Untergrund hochgewirbelte Staub, sodass wir kaum etwas erkennen konnten und der Drache für uns zu einem sich wälzenden und quälenden Schatten wurde, wobei an einigen Stellen seines Körpers bereits die Schuppenhaut aufbrach und zischende Flammen hervorschnellten.

Die Schuppen wurden hoch in die Luft geschleudert, verfolgt vom Feuer, dem Rauch und den Innereien des Riesentieres, die ebenfalls mit verbrannten.

Es erholte sich nicht mehr.

Seine Bewegungen wurden schwächer. Träge sah es aus, wenn er sich von einer Seite auf die andere wälzte und dabei immer wieder mit seinem Schädel auf den Boden donnerte, sodass die Erde vibrierte. Auch das Feuer aus seinem Maul war nicht mehr so stark wie zu Beginn. Ich wurde das Gefühl nicht los, als wollten sich die Flammen mit dem Feuer vereinigen, um dem Untier den Rest zu geben.

Der Drache brannte innerlich aus.

Und er schmolz.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich erkannte, dass die Schuppenhaut durch die starke Hitze tatsächlich flüssig geworden war und unter seinem Körper hervorrann.

Da das Gelände leicht abschüssig war und dies ausgerechnet zum Rand des Vulkans hin, lief die sirupartige, grüne Masse auf den Vulkan zu, um über dessen Rand zu laufen und dann in der Tiefe zu verschwinden.

Ria und ich waren fasziniert. Aus großen Augen schauten wir diesem Schauspiel zu. So etwas hatten wir beide noch nie gesehen, denn nur die Haut des Drachen wurde zerstört.

Die Knochen und die Eingeweide blieben. Sie lagen als klumpiger Rest dort, wo der Drache gestorben war.

Meine Begleiterin hatte ihre Hände geballt. Sie stand unter dem Einfluss dieses Schauspiels, das mich nicht mehr so interessierte, denn der Vampir war wichtiger geworden.

Er schritt gemächlich auf den Ort des Geschehens zu, ohne sich um die qualmenden Reste des zerstörten Drachen zu kümmern.

Der Rauch trieb weg. Zum Glück nicht auf uns zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung, den Hügeln zu. So blieb unser Blick klar. Der Vampir hob sich scharf konturiert vom düsteren Untergrund des Vulkanbodens ab.

Ohne dem Drachen auch nur einen Blick zu gönnen, schritt er an ihm vorbei und blieb am Rand des Kraters stehen, nicht weit von der Stelle

entfernt, wo die geschmolzene Schuppenhaut des Aibon-Drachen in den Krater hineinfloss.

Auch Ria Rush war wieder aufmerksam geworden. »Was hat er denn jetzt vor?«, fragte sie mich.

Ich brauchte ihr keine Antwort zu geben, das erledigte der Blutsauger von allein. Er ließ seine beiden Lanzen innerhalb des Drachenrestes stecken, bewegte seinen Körper ruckartig nach hinten, drückte seine Arme zurück und fasste nach den breiten Schulterstücken seines Umhangs. Ein kurzer Ruck, dann fiel der Umhang zu Boden und faltete sich dort zusammen.

Ein nackter Vampir stand vor uns.

Ich war erstaunt. Er hatte einen fahlweißen, bleich schimmernden Körper, bei dem ich nicht erkennen konnte, ob das Skelett von einer Hautschicht überzogen war, so mager wirkte er. Wenn er eine Haut hatte, musste sie sehr dünn sein.

Wir hatten beide das Gefühl, dicht vor der Lösung des Rätsels zu stehen, auch Ria, denn sie nickte und flüsterte mir zu: »Ich glaube, jetzt passiert es.«

Sie hatte sich nicht getäuscht. Der Vampir schaute zuerst in den Krater hinein, bückte sich, ging noch einen Schritt vor, trat mit seinen dürren Füßen schon ins Leere und rutschte mit den Hacken an der Innenseite des Kraters entlang.

Das auch nicht mehr lange, denn er verschwand vor unseren Augen in der Tiefe des Kraters.

Und der war mit der geschmolzenen Drachenhaut gefüllt.

»Wie bei Siegfried!«, flüsterte ich.

»Was meinst du, John?«

»Schon gut.«

Ria war nicht zufrieden. »Meine Güte, wenn wir jetzt vorgehen und in den Krater hineinschauen könnten.«

»Das geht leider nicht.«

»Wieso denn?« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Entschuldige, aber ich war dumm. Natürlich, wir stehen hier auf einer Insel zwischen den Zeiten, und da ist es…«

Ich hatte Geräusche gehört. Sie drangen aus dem Krater. Es war ein wohliges Ächzen und Stöhnen, als würde sich der Badende so gut wie noch nie fühlen.

Er genoss es, in der geschmolzenen Drachenhaut baden zu können, die seinem Körper einen kaum zu durchdringenden Schutzschirm gab.

Er kam zurück.

Wir schauten schräg in den Krater hinein, konnten zwar die geschmolzene Drachenhaut nicht erkennen, aber dafür das Paar Arme, das aus der sirupartigen Masse herausragte. Am Rand des Kraters versuchten sich die Hände hochzuziehen. Da war das Gestein erkaltet

und nicht mehr so weich wie bei der Entstehung des Kraters.

Der Vampir zog sich hoch.

Er hatte im Blut und in der Haut des Drachen gebadet. Gestärkt kam er zurück – und grün.

Diesmal passte er zu Aibon.

Es gab keinen Flecken an seinem Körper, der von dieser grünen Masse verschont geblieben wäre. Sie hatte ihren Weg überall hingefunden. In die Ohren, die Nase, bestimmt auch in den Mund. Noch war sie nicht erkaltet und erhärtet, sodass sie an einigen Stellen in dicken, schleimigen Tropfen zu Boden fiel.

Der Vampir blieb stehen, streckte sich, drückte die Arme hoch und zur Seite. Er sorgte dafür, dass jede magere Falte seines Körpers von der Haut des Drachen bedeckt wurde.

Dann erst war er zufrieden.

Mit einer etwas träge wirkenden Bewegung wandte er sich nach links und ging dorthin, wo die Überreste des Monstrums lagen und vor sich hin kokelten.

Der jetzt grünhäutige Vampir hatte noch etwas vergessen. Die Lanze steckte wie ein Zeichen des Todes im verbrannten Kadaver.

Der Blutsauger zog sie hervor, warf sie in die Luft, und während des Überschlags fing sie wieder Feuer.

Geschickt fing er die gefährliche Waffe auf.

Mit einem letzten Blick auf den vernichteten Drachen verließ er den Ort des Geschehens. Ob er uns gesehen hatte, konnte ich nicht sagen. Er verschwand so schnell, wie er gekommen war.

Zurück blieben zwei staunende Menschen – Ria und ich. Sie schüttelte den Kopf. Ihre Haare gerieten dabei in Bewegung und strichen kitzelnd über meine Wangen.

»Das ist mir alles unbegreiflich!«, hauchte sie. »Das glaubt mir keiner.«

Ich lachte leise. »An so etwas kann man sich gewöhnen, Ria. Mir ergeht es nicht anders.«

»Der Vampir ist weg, wir sitzen hier. Was sollen wir tun, John? Wie kommen wir hier weg?«

Ich schaute zu den Vulkanhügeln hin. »Eine gute Frage, meine Liebe. Wirklich.«

»Weißt du die Antwort?«

»Nein.«

Ria überlegte. »Es wäre also theoretisch möglich, dass wir für immer eingeschlossen bleiben.«

»Das wäre es, aber daran will ich nicht glauben. Nein, man hat uns nicht umsonst diese Szene vorgeführt. Auch in anderen Welten und Reichen geschieht nichts ohne Grund.«

»Wie Recht du hast, John Sinclair.«

Ich zuckte zusammen, denn nicht Ria hatte mir diese Antwort gegeben, sondern eine andere Frau, deren Stimme mir ebenfalls bekannt war. Ich kam auch sehr schnell darauf.

»Miriam?«, fragte ich.

»Ja«, hallte es wie der helle Klang einer Glocke in meinem Hirn.

»Ich bin es tatsächlich.«

»Was willst du?«

»Euch führen, wie ich euch schon einmal geführt habe. Oder glaubst du, dass du es selbst gewesen bist, der Ria und dich nach Aibon transportierte? Nein, ich wollte dir nur zeigen, wie dieser grausame Drachenblut-Vampir entstanden ist, der uns jagt.«

»Uns?«, fragte ich. »Die Banshees?«

»So ist es.«

Ich atmete tief durch. »Dann bist du doch eine Banshee, eine Hexe, oder nicht?«

»In der Tat!«

»Und auch Rias Mutter?«

»Ja. Ich bin jung und gleichzeitig alt sowie zeitlos. Ich gehöre zu Aibon, wo alles anders ist als in der normalen Welt. Das wirst du kaum begreifen, aber ich wurde als Banshee geboren, bevor ich anschließend eine menschliche Gestalt annahm. Ich habe meine Tochter stets im Auge behalten. Als ich wusste, dass Tyrrtoll, der Drachenblut-Vampir, Aibon verlassen wollte, um Banshees zu jagen, setzte ich mich mit Ria in Verbindung, damit sie mir den Gefallen tat, dich zu alarmieren. Und den Ratschlag hat sie befolgt.«

Das hatte sie wirklich. Ich warf der rotblonden Frau, die kaum jünger war als ihre Mutter, einen knappen Blick zu. Ria Rush hatte von unserer Unterhaltung nichts mitbekommen, aber sie bemerkte, dass ich mich verändert hatte, denn sie fragte: »Was ist denn, John?«

»Sage ihr nichts!«, hörte ich Miriams Stimme. »Wir sehen uns bestimmt irgendwann wieder. Aibon ist so gewaltig, du machst dir keine Vorstellungen davon. Adieu.«

»Gib doch Antwort!«, forderte mich Ria auf und rüttelte an meinem Arm.

Ich lächelte und entschuldigte mich gleichzeitig. »Sorry, aber ich war in Gedanken versunken.«

»Hast du einen Ausweg aus dieser Lage gefunden?«

»Möglich.«

»Und welchen?«

»Wir müssen warten. Die Kräfte, die uns nach Aibon und auf diese Insel zwischen den Zeiten geschafft haben, werden auch für unsere Rückkehr sorgen. Das verspreche ich dir.«

»Da bin ich gespannt.«

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn das gleiche Gefühl, das sich

unserer bemächtigt hatte, als wir die Reise unternahmen, das erfasste uns auch jetzt.

Wir fühlten uns plötzlich schwerelos wie im All.

Ria fasste nach mir. »Es geht los!«, hauchte sie. »Mein Gott, John, du hattest Recht.«

Eine Antwort erhielt sie von mir nicht. Dafür lächelte ich still in mich hinein und war froh, eine Helferin wie Miriam di Carlo zu haben.

Mein Blick blieb auch jetzt auf die Vulkanhügel gerichtet, deren Konturen verwischten, als würde ich sie durch eine Scheibe sehen, gegen die jemand Wasser gekippt hatte.

»Merkst du es auch, John?«, fragte Ria mit leiser Stimme.

»Ja, wir befinden uns auf der Reise.«

»Zurück, zurück«, flüsterte sie. »Ich kann es kaum fassen. Etwas hat uns gerettet. Aber was?«

Ich hätte es ihr sagen können, aber weshalb sollte ich dieses Mädchen mit Miriam di Carlo konfrontieren? Es war sowieso unwahrscheinlich, sie sich als Mutter vorzustellen.

Und wer war dann der Vater?

Noch hielt uns die Magie des Landes Aibon fest, aber die andere Zeit, unsere Gegenwart, war dabei, diesen Mantel aufzulösen. Er verschwand allmählich. Ein diffuser Nebel legte sich vor unsere Augen, der bald verschwand, sodass wir etwas anderes erkennen konnten.

Es war die Hütte.

Ich schaute gegen die Wände, nahm den typischen Geruch wahr und vernahm das Aufstöhnen neben mir. »John, wir sind wieder zu Hause. Wir haben die Hütte erreicht.« Nach diesen Worten versuchte Ria, einen Schritt nach vorn zu setzen.

Ich sah lächelnd zu, wie sie an das Bett herantrat und mit beiden Händen darüber hinwegstrich. »John!«, flüsterte sie mir zu. »John Sinclair! Ich kann es anfassen. Ich kann es anfassen.«

Ich nickte. »Ja, das sehe ich.«

»Es ist herrlich!«, flüsterte sie. »Es ist wunderbar. Wir sind wieder in unserer Zeit. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass uns jemand geleitet hat.« Sie schaute in mein Gesicht. »Meinst du nicht auch, John?«

»Möglich. Aber wer?«

Sie kam näher und blickte auf ihre Fußspitzen. »Das ist die Frage«, murmelte sie und legte ihre Stirn in Falten. »Ob ich darauf eine Antwort weiß?« Sie hob die Schultern. »Ich meine, also, es ist fantastisch, aber ich werde das Gefühl einfach nicht los, dass uns meine Mutter bei dieser Reise geholfen hat.«

»Hast du sie gesehen?«

»Nein, das nicht. Aber sie war in der Nähe. So etwas kann man

spüren, John.«

»Wenn du das sagst, will ich es dir wohl glauben.«

Sie lachte und kam näher. Beide Hände legte sie gegen meine Wangen. »Das sagst du nur, um mir einen Gefallen zu tun. Gib es zu.«

»Nein, du siehst das falsch. Es ist durchaus möglich, dass deine Mutter eingegriffen hat.«

Ihre Hände sanken wieder herab. »Hast du Beweise?«

Ich hatte längst beschlossen, ihr einen Teil der Wahrheit zu sagen.

»Es ist so, Ria. Deine Mutter hat nicht nur mit dir während deiner Träume Kontakt aufgenommen, sie schaffte es auch, mit mir auf geistiger Ebene zu reden, als wir uns in Aibon befanden. Sie hat uns praktisch den Weg geebnet.«

Ria war erstaunt. Ein Schauer der Ehrfurcht hatte sich auf ihr Gesicht gelegt. »Dann willst du damit sagen, dass wir ihr unsere Rettung verdanken?«

»So ungefähr.«

Sie schüttelte den Kopf. »Es ist fantastisch. Es ist sagenhaft, unbeschreiblich.«

Ich dämpfte ihre Euphorie. »Du solltest dir und anderen einen Gefallen tun, Ria, und das alles für dich behalten. Es ist besser so, glaube mir. Wenn du Helen und Patrick davon berichten würdest, ich glaube kaum, dass sie es verstünden.«

Sie überlegte. »Meinst du wirklich?«

»Ja, du würdest sie verwirren. Das ist meine Ansicht.«

»Ja, du hast Recht.« Ihr Blick wurde nachdenklich. Sie schaute auf die Kerzen, die kaum heruntergebrannt waren, sodass bei unserem Ausflug nach Aibon kaum Zeit verstrichen war. Wenigstens nicht so viel, wie unser Abenteuer in Aibon gedauert hatte. »Aber was hat sie von uns gewollt? Weshalb holte sie uns nach Aibon? Kannst du darauf eine Antwort geben?«

»Nicht genau. Ich weiß nur, dass sie uns hat warnen wollen und wir ihr wohl helfen sollten.«

»Wobei?«

»Die Banshees existieren. Es gibt sie, damit sollten wir uns abfinden. Jetzt werden sie gejagt, und zwar von diesem Drachenblut-Vampir. Er ist derjenige, der sie hetzt, weil er sie töten möchte. Ist dir das klar geworden? Sie hat uns gezeigt, wie der Vampir gewissermaßen entstand, damit wir Bescheid wissen.«

»Und er befindet sich wohl jetzt in dieser Zeit – oder?«

»Richtig kombiniert. Der Drachenblut-Vampir ist unser Gegner. Das wollte ich dir sagen.«

Ria zählte auf. »Die Banshees sind da, wir haben ihren Ruf gehört. Wenn alles so zutrifft, wie du vorausgesagt hast, John, müssten wir den Vampir auch finden. Aber wo?«

»Wir werden suchen müssen.«
Sie lachte. »Du bist gut. Suchen…«
»Zunächst einmal verlassen wir die Hütte hier und gehen zurück zu eurer Farm.«
Ria Rush holte tief Luft. »Zur Farm!«, flüsterte sie. »Glaubst du, dass meine Eltern in Gefahr sind?«
»Ich rechne zumindest damit. Aber da ist noch Suko. Er kennt sich aus, er ist ein Mensch, der Erfahrung im Umgang mit Schwarzblütern hat. Wenn Suko sich in der Nähe deiner Eltern befindet, ist mir um sie nicht bange.«
»Hoffentlich behältst du Recht.«
Ich war tatsächlich nicht so vermessen, anzunehmen, dass Suko alle Probleme aus dem Weg räumen würde. Dieser Drachenblut-Vampir war verdammt stark. Nicht umsonst war uns sein Bad im Blut und in der geschmolzenen Haut des Drachen gezeigt worden.
Man wollte uns eine Art von Stärke zeigen. Ich dachte wieder an die alte germanische Sage. Auch Siegfried hatte im Drachenblut gebadet und war nur an einer Stelle verletzbar gewesen, als bei seinem Bad ein Blatt auf diese Stelle gefallen war und der Körper dort vom Blut des Drachen verschont blieb.
Tyrrtoll hatte jeden Fleck seines Vampirkörpers mit dem Drachenblut bedeckt.
Das machte ihn unverletzlich.
Ein Vampir ist normalerweise kein großes Problem für uns. Es sieht zwar schaurig aus, wenn so ein Typ erscheint, doch mit einer schnellen Silberkugel erledigte sich dieses Problem oft genug.
Tyrrtoll traute ich mehr zu. Sein Körper war durch das Bad unverwundbar, deshalb würden nicht nur die Banshees ihre Schwierigkeiten bekommen, auch wir.
Ria Rush stand schon an der Tür. »Lass mich zuerst gehen«, bat ich sie.
»Rechnest du, dass sie oder er vor der Tür…?«
Ich schob Ria zur Seite und drückte den Spalt so weit auf, dass ich mich hindurchschieben konnte.
Noch immer lagen Dunkelheit und Nebel über Aibon.
Allein hätte ich mich kaum zurechtgefunden. Es war schon gut, Ria als Führerin zu wissen.
Den Vampir sah ich nicht. Er hatte sich wenigstens nicht in unmittelbarer Nähe der Hütte versteckt.
Auch Ria atmete auf. »Ich führe dich zum Haus«, sagte sie.
»Allein wärst du verloren.«
»Da kannst du Recht haben.«
»Komm.« Sie nahm wieder meine Hand.
In der Nähe gluckerte das Wasser. Wir hörten es zwar, sahen den

schmalen Bach aber nicht, so dicht lag in dieser Mulde der Dunst. Er wurde etwas dünner, als wir den flachen Hang hochstiegen, aber viel mehr konnten wir auch nicht sehen.

Bis zu dem Zeitpunkt, als etwas Rotes durch den Nebel flackerte.

»Das ist Feuer!«

Ich hatte den Satz nicht gesagt. Er war meiner Begleiterin über die Lippen gerutscht, und sie fügte auch noch einen nächsten hinzu, der erstickt klang. »Unsere Farm, John, sie brennt.«

***

Um die Banshee konnte sich der Inspektor nicht kümmern, sein Leben war wichtiger, denn die geschleuderte Lanze war ungemein schnell.

Er hechtete zur Seite, tauchte in das Dunkel des Schuppens und hörte einen schrillen Schrei, als er zuerst auf der Schulter landete und sich abrollte.

Die Banshee hatte ihn ausgestoßen. In ihren Schrei hinein klang das Gelächter des Drachenblut-Vampirs, der sich über den Erfolg freute und zusah, wie die Banshee auf die Beine kam.

Er ließ sie gewähren, auch dann, als sie sich umdrehte, auf ihn zuhuschte und er mit einem blitzschnellen Griff nach der brennenden Lanze fasste, um sie ihr aus der Brust zu reißen. Das gelang ihm auch, die Banshee aber hob plötzlich vom Boden ab. Ein brennender Hexenkörper oder magischer Komet jagte durch den großen Stall, wobei die Banshee ihr Ziel auf der Tenne fand.

Dort lagerte das Stroh.

Sie war direkt in die Ballen hineingerast. Die Flamme umgab sie wie eine Wolke, die aufloderte und dabei ihre Haare erfasste.

Als schlimm empfand Suko ihr Kreischen. Das hatte nichts mehr mit dem geisterhaften Ruf der Banshee zu tun, es war das letzte Brüllen vor dem Ende.

Sie schlug um sich, ein Funkenregen hüllte sie ein, und immer tiefer bohrte sie sich in das Stroh, das schon längst Feuer gefangen hatte. Die Flammen nahmen die gesamte Breite der Tenne ein und hatten sie in eine lodernde Hölle verwandelt.

Für dieses Wesen konnte Suko nichts mehr tun. Es war gejagt und vernichtet worden. Jetzt musste er an sich selbst denken.

Der Drachenblut-Vampir hatte seinen Standort geändert. Er war in das von Qualm und Rauch erfüllte Dunkel unter dem Tennenboden gekrochen und lauerte dort wie jemand, der bereit war, jeden Augenblick anzugreifen. Das allerdings tat er nicht. Dafür hallte Suko sein hässliches Lachen entgegen. Es hatte keinen Sinn, den Vampir zu attackieren, denn in der Hölle aus Rauch und Flammen war für Suko ein Überleben unmöglich.

Die Tenne brannte lichterloh. Das Dach platzte bereits. Glühende Balken wurden nicht nur in die Luft geschleudert, sie fielen auch wieder zurück und gaben der Flammenhölle auf der Tenne neue Nahrung.

Auch Suko hüllte der Rauch ein. Die Tür, in die die brennende Lanze gefahren war, hatte ebenfalls Feuer gefangen. Das Holz war alt und trocken. Es brannte wie Zunder. Um die Lanze herum hatte sich ein besonders großer Flammenkreis gebildet. Es war Suko unmöglich, sie an sich zu nehmen.

Auf den Kampf mit dem Drachenblut-Vampir musste er ebenfalls verzichten. Wichtig für ihn war, dass er aus der Scheune kam. Eine fette Rauchwolke quoll gegen sein Gesicht. Er konnte nicht mehr atmen, hielt die Luft an und rannte auf die Tür zu. Über ihm krachte das Gebälk. Taumelnd stürzten brennende Balken dem Boden entgegen, prallten dort hart auf und wurden zu einem wahren feurigen Sprüh, der sich kreisförmig verteilte.

Mit der Schulter rammte Suko die Tür weiter auf. Er spürte schon die Kälte der Nacht und atmete tief die feuchte Luft ein.

Seine Knie waren weich geworden. Er hustete stark, als er von der Scheune wegtaumelte, aber nicht wusste, wo er sich befand, denn der Nebel machte eine Orientierung so gut wie unmöglich. Er lief noch einige Schritte weiter, bevor er sich umdrehte und zurückschaute.

Das Feuer leistete ganze Arbeit. Es hatte mittlerweile die gesamte Scheune erfasst. Aus dem Dach schlugen die roten Finger in langen, gierigen Bahnen.

Irgendwo dort musste sich der Drachenblut-Vampir befinden. Ein Wesen, das selbst dem Feuer trotzte, weil es so gut wie unbesiegbar war durch seine Haut.

Die Scheune verbrannte nicht lautlos. Ihre Zerstörung war von knallenden und explodierenden Geräuschen begleitet, zudem von dicken Rauchwolken, die sich fett und schwarz mit dem wallenden Nebel vermischten.

Der Chinese lief noch weiter zurück und hörte die lauten Rufe durch den Nebel hallen.

Es war diesmal kein Schrei der Banshee. Ein Mensch wollte etwas von dem Inspektor.

Als sich Suko umdrehte, sah er den Schatten. Es war Patrick Rush, der auf ihn zulief. Seine Schrotflinte hatte er noch immer über der Schulter hängen, er fuchtelte mit den Armen und schrie Suko etwas zu, das dieser nicht genau verstand.

Erst als er Suko wegzog, hörte der Inspektor seine Fragen. »Wieso brennt die Scheune? Wer hat sie angezündet?«

»Der Vampir.«

»Warum denn?«

Rush wollte eine Antwort. Suko gab sie ihn in Kurzform.
»Dann hast du eine Banshee gesehen?«
»Ja, aber nur für einen Moment. Sie starb ebenfalls. Tyrrtoll macht Jagd auf sie.«
»Wie viele von ihnen gibt es denn?«
»Das weiß ich nicht. Einige werden da schon zusammenkommen, verlass dich drauf.«
»Und danach wird er uns angreifen.«
»Das ist zu vermuten.«
»Verdammt, du sagst das so lässig.«
Suko hob die Schultern. »Mich hat der Job vielleicht abgestumpft, aber so ist es.«
Beide Männer starrten auf das brennende Haus. Der Nebel wallte nach wie vor wie eine graue Wand. Das Feuer war nicht klar zu erkennen. Ein diffus wirkendes Glosen und Zucken geisterte durch die dicken Schwaden, und manchmal nur hörten sie die Geräusche, wenn wieder irgendetwas zerplatzte und explodierte.
»Wir können nichts mehr löschen«, sagte Suko. »Ich hoffe nur, dass das Feuer nicht übergreift.«
»So windig ist es nicht. Da besteht keine Gefahr«, beruhigte ihn Patrick Rush. »Außerdem steht die brennende Scheune für sich.« Er ballte die Hände. »Wenn ich nur genau wüsste, was er will.«
»Banshees jagen.«
»Wie?«
»Er will sie vernichten, Pat. Frag mich nicht nach seinem Motiv. Es ist so. Vielleicht liegt es in einer anderen Zeit und Dimension begründet. Da spielt Aibon sicherlich eine Rolle.«
Rush schüttelte den Kopf. »Immer wieder kommst du mit diesem Namen. Ist er tatsächlich so wichtig?«
»Ja. Aibon ist für John Sinclair und mich zu einem zentralen Thema geworden. Vieles stammt von ihm ab. Vielleicht sogar alles, was wir Menschen an Träumen, Wünschen und Ideen haben.«
»Wo liegt Aibon? Du sprichst darüber, als würdest du es gut kennen.«
»Ich kenne es und kenne es trotzdem nicht. Ich will dir eine Antwort geben, obwohl sie nicht leicht zu verstehen ist. Aibon hat seinen Platz zwischen zwei Fronten. Zwischen Gut und Böse. Kannst du das verstehen?«
»Nein.«
»Ich auch nicht«, gab Suko zu und schaute wieder auf die brennende Scheune. Er hatte das Gefühl, als würde der Nebel in Flammen stehen und an seinen Rändern glühen.
»Nein!«, flüsterte Rush. »Da holen wir niemanden mehr raus. Wir nicht mehr. Lass uns gehen.«
Suko widersprach nicht. Es war am besten, wenn sie sich im Haus

aufhielten, denn dort befand sich die schutzlose Helen. Sie hatte es verlassen und stand vor der Tür. Eine schmale Gestalt im Nebel. Patrick regte sich sofort auf.

»Bist du denn lebensmüde, Helen! Du kannst doch nicht das Haus verlassen, wo der Vampir hier herumirrt.«

»Er wäre auch ins Haus gekommen«, erklärte sie.

»Aber jetzt gehen wir hinein.« Patrick legte eine Hand auf die Schulter seiner Frau und schob Helen über die Schwelle.

Suko wartete noch und drehte sich um. Er warf einen Blick auf die brennende Scheune. Sie kam ihm vor wie das gewaltige Auge eines berghohen Zyklopen. Manchmal zuckte es im Innern der Flammenwand. Dort explodierte etwas und wurde herausgeschleudert, das aussah wie brennende Pfeile.

Auch er drehte sich um und ging. In der großen Küche traf er die beiden Rushs. Sie blickten ihn an, als erwarteten sie von ihm eine Erklärung. Aber Suko hob nur die Schultern. »Wir können nicht agieren, nur reagieren. Das ist unser Pech.«

Patrick meinte: »Das heißt, wir müssen warten, bis sich die andere Seite zeigt.«

»So ist es.«

Helen schüttelte sich. »Das passt mir nicht«, flüsterte sie. »Nein, das passt mir überhaupt nicht. Ich denke auch an Ria und John Sinclair. Was mag mit den beiden sein?«

»In der Scheune waren sie zumindest nicht«, erklärte Suko. »Sie werden sich noch in der Hütte aufhalten.«

»Meinst du?«

»Klar.«

»Aber was machen sie dort?«, fragte Patrick. »Trotz des Nebels müssen sie das Feuer gesehen haben. Weshalb sind sie nicht hier?«

»Ich weiß es nicht.« Suko ging zum Fenster. Eine Hausecke verwehrte ihm die direkte Sicht auf die in Flammen stehende Scheune, aber er sah den roten Schein, der die Ecke als Rand nachzeichnete.

»Kommen Sie?«, fragte Helen.

Suko drehte sich um und schüttelte den Kopf.

»Hoffentlich sind sie dann nicht dem Vampir in die Arme gelaufen. Der ist so schlimm.«

»John Sinclair kann sich wehren.«

»Auch gegen ihn?«

»Das hoffe ich.« Suko wandte sich an den Hausherrn. »Wie sieht es aus, Patrick? Hast du die Fenster geschlossen und…?«

»Ja, das schon. Nur das Fenster im Totenzimmer steht noch offen. Ich bin nicht dazu gekommen, es zu vernageln. Da hat der Vampir dann leider freie Bahn.«

»Ja, das ist schlecht.« Suko nagte auf der Unterlippe. »Wenn man nur

wüsste, was er genau vorhat.«

»Er will doch Banshees jagen.«

»Stimmt, Pat. Nur würde mich interessieren, wie viele dieser Wesen in dieser unmittelbaren Nähe noch herumgeistern. Ihr lebt hier. Könnt ihr mir keinen Hinweis geben?«

Die beiden Rushs schauten sich an. Helen war ängstlich.

Für sie waren die Banshees immer suspekte Wesen gewesen. »Ich kann es nicht sagen. Ich habe nur ihre Rufe gehört. Ich weiß auch nicht, wo sie herkommen. Auf einmal sind sie da.«

»Aus einer anderen Welt, Helen«, sagte ihr Mann. »Aus einer Welt zwischen Gut und Böse.«

»Woher weißt du das?«

»Das hat mir Suko gesagt.«

Der legte einen Finger auf die Lippen. Die beiden sahen es und waren still. Suko lief schon zur Tür, denn er hatte Geräusche gehört.

Dass es der Vampir war, glaubte er nicht. Der würde sich anschleichen.

Suko öffnete.

Zwei Gestalten standen vor ihm, und die Augen des Inspektors glänzten freudig. »Ria, John – endlich. Verflixt, kommt rein!«

***

Suko reichte mir die Hand. Er zog mich förmlich über die Schwelle, ich nahm Ria mit. Helen stürzte sofort auf ihre Tochter zu und nahm sie in die Arme. »Ein Glück, dass du lebst und nicht diesem Blutsauger in die Hände gefallen bist.«

»Du kennst ihn auch, Mum?«

»Ja, wir haben ihn gesehen. Oben liegt deine Großmutter. Sie ist tot.«

Ria erschrak. »Der Vampir?«

»Nein, nicht er. Oder doch. Sie hat vor Schreck einen Herzschlag erlitten, als er auftauchte.«

»Das ist ja schrecklich.« Ria schüttelte den Kopf und begann zu weinen. Sie wurde von ihrer Mutter an den großen Küchentisch geführt, wo beide Platz nahmen.

Ich hatte zugehört und fragte Suko. »Stimmt das alles?«

»Leider.«

»Und die brennende Scheune? Was ist damit?«

Ich setzte mich ebenfalls an den Tisch. Patrick kam und fragte, ob ich einen Schluck wollte. »Mein Whisky ist gut. Den kann man jetzt brauchen, denke ich.«

Ich war nicht abgeneigt. Der Mann holte die Flasche und mehrere Gläser. Suko wollte nichts.

»Dann auf eine glückliche Rückkehr!«, sagte Patrick. Er prostete mir und seiner Tochter zu.

Dann erfuhren Ria und ich aus berufenem Munde, was geschehen war. Zudem bestätigte sich unsere Annahme, dass der Drachenblut-Vampir ebenfalls den Sprung von Aibon in die normale Welt geschafft hatte, um die Banshees zu jagen.

»Ich frage mich nur«, sagte Suko, »weshalb er dies getan hat. Und auch die Banshees. Aus welch einem Grund haben sie Aibon verlassen? Waren sie dort nicht sicherer?«

»Das könnte man annehmen«, murmelte ich. »Vielleicht wollten sie sich hier verstecken.«

»Der Vampir findet sie überall, wenn er will.«

»Auch da gebe ich dir Recht, Suko. Ich möchte mal etwas unbescheiden sein. In Aibon gibt es keinen Suko oder John Sinclair. Meiner Ansicht nach haben die Banshees deshalb das grüne Land der Druiden verlassen, um uns mit dem Drachenblut-Vampir zusammenzubringen.«

Suko überlegte einen Moment. »Nicht schlecht, Herr Specht. Wenn das zuträfe, müssten wir auch die Waffen besitzen, um den Drachenblut-Vampir vernichten zu können.«

»Richtig.« Ich trank einen zweiten Schluck. Weich rann die Flüssigkeit durch meine Kehle.

»Nur keine Silberkugeln«, führte Suko den Gedanken fort. »Ich habe ihn zwar mit einer solchen Kugel getroffen, aber sie prallte von seiner Haut ab, als hätte ich gegen eine Wand gefeuert.«

»Das ist eben unser Dilemma.«

»Wie wäre es denn mit deinem Bumerang?«

»Daran habe ich auch gedacht. Nur müssten wir ihn dazu erst einmal haben. Weißt du, wo der Vampir ist?«

»Nein. Als ich ihn zum letzten Mal sah, brannte er lichterloh. Das war in der Scheune. Und die Flammen haben ihm nicht mal die Haut geritzt.«

Ich nickte. »Wir sollten auch die Lanze nicht unterschätzen. Damit hat er einen Drachen erledigt.«

Die Rushs sahen uns starr an. »Meinst du das wirklich so, John?«, fragte sie und hielt ihre Tochter so fest, als wollte sie Ria nie mehr loslassen.

»Ja, ich bin ehrlich zu euch.«

Patrick leerte sein Glas. »Und wie kommen wir aus diesem Dilemma wieder heraus?«

Ich lachte scharf. »Wir müssen warten.«

»Oder ihn suchen«, meinte Suko.

»Ja, das ginge auch.«

»Aber draußen liegt Nebel. Suko und ich haben alles versucht«, widersprach Patrick. »Der kann sich anschleichen, ohne dass wir etwas davon merken.«

»Dann warten wir eben, bis er kommt«, sagte Suko.
»Ins Haus?«, fragte Helen schnell. Sie blickte aus großen Augen in die Runde. »Schon wieder?«
»Es ist die einzige Chance, um ihn zu packen. Wir alle sind seine Lockvögel«, erklärte ich.
Nach diesen Worten wurde es ruhig. Jeder hing seinen Gedanken nach. Nur das Feuer im Kamin knisterte. Manchmal knallten die Holzstücke.
Helen schaute zum Kamin hin, als rechnete sie damit, dass jeden Augenblick der Vampir dort erscheinen würde.
Er kam nicht, aber wir hörten etwas.
Es begann mit einem leisen Heulen.
Sofort saßen wir starr. »Die Banshee«, hauchte Helen. »Ja, das ist sie. Hört ihr sie nicht?«
Wir nickten.
»Aber wo?«, fragte Ria.
»Überall und nirgends«, flüsterte Suko. »Sie sind zu mehreren, man kann es hören!«
In der Tat hatten sich noch andere Laute hineingemischt. Das Heulen wurde von einem Kreischen überlagert, das sich anhörte, als würde jemand unter starken Schmerzen leiden.
»Die ist in der Nähe«, sagte Suko und drückte sich von seinem Stuhl hoch. Er legte seine rechte Hand auf den Griff der Dämonenpeitsche, die im Gürtel steckte.
Nur die beiden Frauen saßen noch auf der Bank. Wir hatten uns vor dem Tisch verteilt, die Köpfe in den Nacken gelegt und schauten zur Decke hoch.
»Über dem Dach.«
»Die kreist«, flüsterte Suko.
»Man könnte hinausgehen und nachschauen!«, schlug Patrick vor.
Wir waren dagegen und erhielten auch die Bestätigung, denn die Gefahr lauerte nicht mehr draußen, sie befand sich bereits im Haus.
Es begann mit einem Fauchen.
Gleichzeitig rumpelte es im Kaminschacht. Das Feuer auf dem Rost wurde von einer anderen Kraft dem Gitter entgegen – und dabei platt gedrückt. Hervorgerufen durch den plötzlichen Windstoß, der ein Vorbote für dasjenige Wesen war, das seinen Weg durch den Kamin in das Feuer gefunden hatte.
Eine Banshee.
Und sie brannte!

***

Sie war wie ein Komet gekommen und von oben her durch den Kamin gejagt. Ein fürchterliches Wesen, eine Mischung aus Mensch

und Geist, dabei in Flammen stehend, die sie wie einen Kometenschweif hinter sich herzog, denn sie blieb nicht im Kamin, sondern fuhr in einem Halbbogen in die Höhe.

Dort prallte sie gegen die Decke.

Noch einmal heulte sie auf. In den Laut hinein sahen wir sie bereits zerplatzen, und ein pilzartiger Funkenregen jagte auf unsere Köpfe nieder.

Funken können Flammen entfachen, das wussten wir, deshalb spritzten wir zur Seite in verschiedene Richtungen weg.

Die Funken erwischten uns nicht. Sie glühten auf dem Steinboden der großen Küche aus, und es waren praktisch die Reste der Banshee, von der nichts mehr zurückgeblieben war.

Suko fand seine Sprache als Erster zurück. »Verflixt noch mal, der räumt aber auf. Es ist die Zweite innerhalb kurzer Zeit, deren Tod ich erlebt habe.«

Patrick gab Suko Recht und fügte noch etwas hinzu. »Eine Legende prophezeit, dass unser Land sterben wird, wenn es keine Banshees mehr gibt.«

»Glaubst du daran?«, fragte ich.

»Allmählich ja.«

Suko sah mich an. »Wir sollten zusehen, dass wir den Vampir endlich zu fassen kriegen. Der führt uns hier an der Nase herum.«

»Hast du einen Vorschlag?«

»Noch nicht.«

»Dann lass dir etwas einfallen.«

»Ob er noch einmal an den Ort seiner Untaten zurückkehren will?«, fragte Suko nach einer Weile.

»Du denkst an das Haus?«

»Ja.«

Ich wiegte den Kopf. »Er jagt Banshees und keine Menschen.«

»Weshalb ist er dann in Gesines Zimmer gestürmt?«, fragte Suko.

»Ja«, mischte sich Patrick ein. »Der muss einen Grund gehabt haben, uns aufs Korn zu nehmen.«

»Und der Grund sitzt hier!«

Wir alle waren überrascht, denn Ria Rush hatte gesprochen.

Erstaunt schauten wir sie an, als sie sich erhob.

»Mein Kind«, sagte Helen.

»Ich bin nicht dein Kind, Mutter, das weißt du. Ich hatte andere Eltern.«

»Ja, das wissen wir, aber…«

»Ich kenne jetzt meine wahre Mutter«, erklärte Ria. »John weiß Bescheid. Euch anderen möchte ich es jetzt sagen.« Ihr Gesicht war starr geworden. »Meine wahre Mutter heißt Miriam di Carlo. Und sie ist eine Banshee.«

Jetzt war es heraus. Selbst Suko wunderte sich, die Rushs aber waren völlig perplex.

»Das kann doch nicht wahr sein«, flüsterte Patrick. Er ging zögernd auf den Tisch zu, als hätte er vor seiner eigenen Tochter plötzlich Furcht bekommen.

»Es stimmt aber leider«, erklärte Ria. »Du kannst es mir glauben. Auch John weiß es.«

Vor dem Tisch blieb der Mann stehen. Wir hielten uns raus. Was jetzt folgte, ging nur ihn und seine Tochter etwas an. »Stimmt es wirklich, Ria?«

»Ja, Dad.«

Patrick verzog das Gesicht. Es hatte einen gequälten Ausdruck angenommen. »Das ist grausam!«, flüsterte er. »Verdammt, das ist nicht zu fassen. Ich komme da nicht mit.«

»Nimm es hin, dass eine Banshee meine wahre Mutter ist. Sie war es, die während meiner Träume Kontakt zu mir aufnahm. Nur sie. Und sie hat mich auch gewarnt. Sie gab mir zu verstehen, dass nur John Sinclair den Vampir stoppen kann. Er jagt Banshees, Dad. Aber nicht nur sie. Er wird uns auch auf seine Liste gesetzt haben, und daran trage ich allein die ganze Schuld. Wenn er kommt, dann wegen mir, und er verschont auch euch nicht, wie er es bei der Großmutter bewiesen hat. Sie ist durch den plötzlichen Schreck gestorben. Ihr werdet es wohl nicht, und deshalb habe ich mich entschlossen, hinauszugehen.«

Patrick Rush hob den Arm. »Augenblick mal. Habe ich Recht gehört? Du willst hinaus? Aus dem Haus?«

»Ja.«

»Das ist unmöglich!«

»Nein, Dad, ich muss gehen. Ich will euch retten. Ihr habt mich großgezogen, ich habe eine Schwester und einen Bruder, auf die ich Rücksicht nehmen muss. Und auch einen Großvater, der vom Tod seiner Frau noch nichts weiß. Deshalb kann ich einfach nicht anders. Ich werde mich Tyrrtoll stellen.«

»Das lasse ich nicht zu!« Patricks Antwort klang bestimmt, und auch Helen mischte sich ein.

»Ria, es ist uns doch egal, wer deine richtige Mutter gewesen sein mag. Das spielt alles keine Rolle. Du bist unser Kind geworden. Wir werden dich nicht opfern.«

»Niemand kann mich aufhalten.«

Scharf drehte sich Patrick Rush um und schaute mich an. »Sag du mal etwas, John! Du kennst dich aus. Wie würdest du reagieren? Wir können doch nicht zulassen, dass Ria hinausgeht und den Vampir anlockt.«

Ich ließ mir etwas Zeit mit der Antwort, weil ich ihn nicht schocken

wollte. »Weißt du, Pat«, fasste ich diplomatisch zusammen. »Es gibt manchmal Dinge im Leben, die sollte man sich genau überlegen.«

Seine Augenbrauen schoben sich zusammen. »Sag nur nicht, John, dass du einverstanden bist?«

»Das bin ich.«

»Du willst sie in den Tod gehen lassen?«, schrie er plötzlich.

»So krass möchte ich es nicht ausdrücken.«

»Aber es ist so.«

»Sie muss gehen, Pat, aber sie wird nicht allein sein. Suko und ich werden ihr Rückendeckung geben.«

Er holte tief Luft, bevor er laut und freudlos zu lachen begann.

»Das ist doch ein Witz, dazu noch ein schlechter.« Mit dem ausgestreckten Zeigefinger zielte er auf Suko. »Er hat es versucht. Er hat auf den Drachenblut-Vampir geschossen. Und was ist dabei herausgekommen, frage ich dich? Nichts, seine geweihte Silberkugel prallte einfach an dem Körper des Blutsaugers ab. Das muss man sich mal vorstellen. Eine geweihte Kugel.«

Ich hob den Arm. »Du vergisst eins, Patrick. Suko und ich besitzen als Waffen nicht nur geweihte Kugeln. Wir sind auch anders ausgerüstet. Die geweihte Kugel war nur ein Versuch.«

Er winkte ab. »Ein Versuch, der schief ging. Wer sagt mir denn, dass die anderen Waffen, die ihr bei euch tragt, gegen den Vampir wirksam sind? Tyrrtoll stammt aus einer völlig anderen Welt, wenn ich dich richtig verstanden habe. Da herrschen fremde Gesetze.«

»Dad, ich gehe.« Das Mädchen hatte ein Machtwort gesprochen.

Ria stand auf. Sie schob sich zwischen Tischkante und Bank hindurch. Patrick versperrte ihr den Weg.

»Du bleibst hier!«, befahl er.

»Nein!« Ria hatte sich fast bis zum Ende der Bank hin vorgeschoben. Aus kurzer Distanz sahen sich die beiden Familienmitglieder in die Augen.

Es war eine Sache zwischen Ria und ihrem Vater. Ich wollte mich da nicht einmischen.

Die beiden maßen sich mit Blicken. Keiner rückte von seinem Standpunkt ab. »Ich muss es tun, Dad. Es ist auch in eurem Sinne. Suko und John werden auf mich Acht geben.«

»Und wenn der Vampir es bemerkt?«

»Wird er hoffentlich uns angreifen«, sagte ich.

»Das ist alles zu vage.«

»Mach doch einen besseren Vorschlag, Dad.«

Patrick war ehrlich. »Den habe ich ja nicht, verdammt, das ist es ja.«

»Da siehst du es.«

Er ging einen Schritt zurück. Es war das erste Zeichen für sein Nachgeben. Unter seinen Sohlen zerknirschten die verbrannten Reste

der Banshee.

»Lässt du mich durch, Dad?«

»Ja«, antwortete er rau. »Ja, du kannst gehen. Ich bin davon nicht überzeugt, aber vielleicht ist es wirklich besser.« Er senkte den Kopf und trat zur Seite.

Helen sagte nichts. Sie starrte auf den Rücken ihrer Tochter, die sich vor ihr entfernte.

Ria warf sich gegen ihren Vater. »Es tut mir so Leid«, hörten wir sie flüstern. »Aber es muss sein. Ich kann nichts daran ändern. Der Weg ist für mich vorgeschrieben. Ich habe es gefühlt. Ich spüre, dass er mich will. Tyrrtoll lauert auf mich. Er möchte nicht nur die Banshees vernichten, aber ich werde mich gegen ihn stellen.«

Patrick erwiderte nichts. Die Atmosphäre in dem Raum war bedrückt. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Ich wollte keine Prophezeiung wagen, doch ich konnte mir durchaus vorstellen, dass es ein verdammt harter Kampf werden würde.

Der Drachenblut-Vampir war sich seiner Stärke bewusst.

Als ich Ria so bedrückt zur Tür schreiten sah, kamen mir Zweifel, ob ich richtig gehandelt hatte. Vielleicht hätte ich nicht zustimmen sollen, doch ein Zurück gab es nicht mehr.

Wir hatten uns einmal entschlossen und würden den Weg nun bis zum Ende gehen.

Auf leisen Sohlen trat Suko zu mir. »Sollen wir ihr direkt folgen oder abwarten?«

Ich war für das Abwarten und hielt Ria auf, die schon eine Hand auf die Klinke gelegt hatte. »Hör mir zu, Ria. Wir warten etwas. Du musst uns nur die Richtung sagen, in die du gehen willst.«

Sie drehte sich um. Ihr Gesicht war konzentriert, sehr stark angespannt. »Er wird mich immer finden, wenn ich draußen bin. Deshalb wende ich mich der verbrannten Scheune zu. Sie ist auch im Dunkeln zu sehen.«

»Gut, wir folgen dann später.«

Ria hob noch einmal die Hand zum Gruß. Es war eine Abschied nehmende Geste. Sollte das ein Abschied für immer werden?

Ich schüttelte mich, als könnte ich diese Gedanken so verscheuchen. Dann fiel die Tür zu.

Das Geräusch klang in der Stille überlaut.

Suko ging zum Fenster. Er versuchte, den Weg der jungen Frau zu verfolgen.

Patrick atmete schwer aus. »Sie wird es nicht überstehen«, flüsterte er. »Nein, das schafft sie nicht. Die andere Macht ist zu stark. Sie wird sich für uns alle opfern.«

»Bitte, Pat, hör auf!«, flehte Helen. Sie hatte die Hände zusammengelegt und betete.

Da hörten wir es wieder.
Es war der klagende, heulende, Gänsehaut erzeugende und gleichzeitig warnende Ruf der Banshee, der als schauerlicher Gesang durch den Nebel und die stille Nacht hallte.
War es das Signal und der Beweis für die Niederlage?
Wir alle dachten ähnlich, aber wir sprachen nicht darüber. Ich nickte Suko zu.
Er verstand.
Seite an Seite schritten wir zur Tür. Ein Wort des Abschieds war unnötig gewesen.

***

Die feuchte Luft legte sich wie eine Klammer um die Gestalt der Ria Rush, als sie die warme Küche hinter sich gelassen hatte. Sie hatte das Gefühl, von einer Welt in die andere getreten zu sein, und dies durchaus im doppelten Sinne des Wortes.
Ria trug noch ihren Mantel mit dem warmen Innenfutter. Mit den Händen in den Taschen ging sie weiter.
Eine einsame Gestalt, umwallt von grauen Schleiern, die aus unzähligen Armen und Händen zu bestehen schienen, um ihr das Geleit zu geben.
Um das versprochene Ziel zu erreichen, musste sie sich nach rechts wenden.
Dort lag die abgebrannte Scheune.
Alles war in sich zusammengefallen. Hier und da glühten Reste.
Ria hatte sich viel vorgenommen. Sie war bei ihrer Familie sehr hart gewesen, doch das hatte sie nur gespielt. In ihrem Innern lauerte die Angst, letztendlich zu versagen und zu verlieren.
Das Haus blieb hinter ihr zurück. Sein Schatten verschwand im Nebel. Sie sah es als Symbol. Möglicherweise würde auch ihr Leben bald wie ein Hauch verschwinden.
Tyrrtoll, der Drachenblut-Vampir, jagte Banshees. Sie war die Tochter einer Banshee. Was also lag näher, als sich auch auf sie zu konzentrieren?
Da hörte sie den Ruf.
Keinen Schritt ging Ria mehr weiter. Sie lauschte, obwohl sie am liebsten weggelaufen wäre, und sie bezog den heulenden, klagenden und schreienden Ruf auf sich.
Die Banshee selbst war nicht zu sehen, nur der klagende Schrei zitterte durch die Nacht.
Und sie hörte noch mehr. Es war eine flüsternde Stimme, die sie aus ihren Träumen kannte.
Miriam di Carlo meldete sich, ihre Mutter. »Du hast es gewagt, dich ihm zu stellen? Ja, du hast Recht gehabt. Der Drachenblut-Vampir

wollte auch dich. Gerade dich, Kind. Er will den Menschen und den Banshees zeigen, dass er stärker ist.«

»Kann ich ihn besiegen?«

»Nein.«

»Werde ich sterben?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin nicht allwissend. Er ist ungemein stark, aber du hast Freunde. Versuche Ihnen zu vertrauen. Ihr müsst ihn vernichten. Wenn er weiter am Leben bleibt, wird er alle Banshees töten, die noch existieren. Er hasst uns wie die Pest und will uns zerstören.«

»Weshalb?«

»Weil wir immer auf der anderen Seite standen.« Miriam di Carlo legte eine kleine Pause ein. »Sei vorsichtig, Tochter. Sei vorsichtig. Er ist in der Nähe.«

»Eines noch, Mutter.«

»Ja, schnell.«

»Wer ist mein richtiger Vater?«

»Ein Mensch. Wir hatten uns geliebt, aber er wurde mir genommen. Er starb. Vorsicht, er kommt.« Es war die letzte Warnung, die Miriam di Carlo ihrer Tochter mit auf den Weg geben konnte.

Danach versickerte ihre Stimme.

Ria blieb zurück. Über ihren Körper rann ein Frösteln, nicht allein wegen der Kälte, hinzu kam die Angst, die sie fest in den Klauen hielt.

Ria traute sich nicht, weiterzugehen. Ihr Blick fiel nach rechts. An das Kreisen der Nebelschwaden hatte sie sich mittlerweile gewöhnt.

Es war normal geworden. Deshalb entdeckte sie auch die andere Bewegung, die nicht dazu gehörte.

Es war ein dunklerer Schatten, der zwischen ihr und dem glosenden Auge des heruntergebrannten Stalls stand.

Unbeweglich, starr.

Aber er lebte, denn er sprach sie an. Seine düstere Stimme klang erstickt, er konnte den großen Triumph kaum verhehlen, als er sagte: »Jetzt bist du bei mir.«

Nach dem letzten Wort zuckten seine Schultern. Die Bewegung setzte sich fort, die Arme wurden von seinem Rücken her wieder nach vorn geschwenkt, und als Ria sie sah, konnte sie einen leisen Schrei nicht vermeiden, denn der Vampir hielt etwas in den Händen, das sie schon von Aibon her kannte.

Es waren die beiden brennenden Pfeile!

Rias Atem stockte. Sie spürte das Brennen in den Augen, und sie hörte aus der Ferne abermals den Schrei einer Banshee.

Diesmal noch unheimlicher und klagender. Ein Totenlied, das durch Nacht und Nebel geisterte. Grauenvoll angestimmt und davon berichtend, dass jetzt alles vorbei war.

Der Ruf der Banshee.
Schrei nach dem vergessenen Leben. Ruf nach dem Jenseits, dem Tod, der so endgültig war.
Auch Tyrrtoll hielt sich zurück. Wie Ria, so lauschte er ebenfalls dem Ruf, der nur allmählich verklang wie der Ruf einer fernen Glocke im Abendwind.
Stille senkte sich über den Hof.
Ria riss sich zusammen. Sie drängte ihre Furcht zurück, denn sie sagte sich, dass sie nicht allein war. John Sinclair und Suko hatten versprochen, ihr beizustehen. Man konnte sich auf sie verlassen. Nie würden sie das Mädchen im Stich lassen.
Und doch blieb ein Rest von Unsicherheit.
Tyrrtoll kam näher. Er setzte seine Schritte gravitätisch, fühlte sich als Sieger, und seine Körperbewegungen übertrugen sich auf seine beiden Arme.
Die Fackeln schwenkten auf und nieder. Sie leuchteten wie flackernde Augen, die mal in die Höhe stießen und dann wieder nach unten fielen. Alles wirkte wie abgezirkelt.
Und die Distanz zwischen ihnen schmolz.
Gleichzeitig wuchs Rias Angst. Die Hände hielt sie auch weiterhin in den Taschen vergraben. Sie hatte sie zu Fäusten geballt.
Wie nahe würde er kommen? Vielleicht bis dicht an sie heran, oder würde er vorher die beiden Lanzen werfen, damit es ihr so erging wie dem Drachen in Aibon?
Noch redete er und erklärte mit dumpf klingender Stimme: »Ich werde dich töten, Banshee.«
Banshee, hatte er gesagt.
Aber sie war keine Banshee. Keine echte. Sie stammte zwar von einer Banshee ab, aber sie wollte trotzdem nicht so genannt werden.
»Ich bin es nicht!«, flüsterte sie. »Nein, so kannst du mit mir nicht reden. Ich bin es wirklich nicht.«
»Ich will alle. Ich rotte sie aus. Die Banshees müssen vernichtet werden. Wenn sie nicht mehr sind, stirbt auch das Land. Dann beginnt wieder die Herrschaft der Drachen und Vampire, so wie ich es mir wünsche. Ich bin gekommen, um den Anfang zu machen. Die Banshees sollen sterben, das habe ich versprochen.«
Noch einen Schritt trat er vor.
Allmählich wuchs Rias Verzweiflung. Sie dachte an das Versprechen, dass John Sinclair ihr gegeben hatte. Würde er es einhalten können?
Noch war von ihm und Suko nichts zu sehen.
»Du wirst verbrennen, wie es einer Banshee zusteht«, erklärte der Vampir. »Zerschmelzen und…« Er hob bereits einen Arm.
Es war der rechte.
Sehr genau zielte er.

Und das Mädchen stand steif. Es gelang ihr nicht, sich zu bewegen. Die Angst war zu stark. Sie wollte nach John Sinclair schreien, selbst das schaffte sie nicht, weil die Kehle mit irgendetwas ausgefüllt war, das sie auch durch heftiges Räuspern nicht wegbekam.

Dann hörte sie ein Wort.

Sie verstand es zwar, aber sie begriff es nicht.

»Topar!«

Es war Suko, der dieses Wort ausgerufen hatte.

***

Es war uns gelungen, uns ungesehen an den Ort des Geschehens anzuschleichen. Leider konnten wir Ria und den Vampir nur schattenhaft erkennen, aber wir entnahmen dem Gespräch, dass der Drachenblut-Vampir dicht davorstand, sein Opfer zu vernichten.

Wir sahen die Bewegung seines rechten Arms, denn das kleine Feuer an der Lanze war gut zu erkennen.

Was Suko vorhatte, wusste ich. Er hielt Buddhas magischen Stab längst in der Hand. Für fünf Sekunden konnte er damit die Zeit anhalten, und genau für die Dauer erstarrten auch die Bewegungen derjenigen Personen, die den Ruf gehört hatten.

Suko hatte sehr scharf und auch laut gesprochen. Sofort stand ich bewegungslos.

Aber nicht nur ich.

Auch Ria und Tyrrtoll. Auf ihn kam es uns schließlich an.

Nur Suko bewegte sich. Und er war verdammt schnell, er musste schnell sein. Mit gewaltigen Sätzen jagte er durch den Nebel. Fünf Sekunden waren nicht viel, das wusste er. Zudem musste er noch eine gewisse Distanz hinter sich bringen, um den Vampir zu erreichen.

Die Zeit verging.

Suko rannte, stoppte dicht vor seinem Gegner ab und sah ihn zum ersten Mal aus der Nähe. Die Haut leuchtete in einem dunklen Grün. Wie zwei funkelnde, kalte Diamanten lagen die Augen dazwischen, eingebettet in tiefe Höhlen.

Er griff nach dem rechten Arm seines Gegners, wollte ihm die Lanze aus der Hand drehen. Töten durfte er seinen Gegner nicht, sonst hätte der Stab seine Kraft verloren. Suko schaffte es tatsächlich, den Arm zur Seite zu drücken. Fast hätte er ihn gebrochen.

Leider blieb ihm nicht mehr die Zeit, um die Faust zu öffnen, denn die fünf Sekunden waren verstrichen.

Plötzlich bewegte sich Tyrrtoll wieder. Er wollte den rechten Arm nach unten drücken und die kleine Lanze aus seiner Hand schleudern. Das gelang ihm nicht mehr, da Suko hart festhielt.

Aber er hatte noch den zweiten Pfeil.

Suko konnte nicht überall sein, ich war auch zu weit weg, und der

Drachenblut-Vampir sah seine Chance.
Er wuchtete den zweiten brennenden Pfeil nach vorn.
Und der traf genau.
Dicht über dem Bauchnabel bohrte er sich in den Körper der starr dastehenden Ria Rush.

***

Das Entsetzen traf mich wie eine eiskalte Wasserdusche. Ich hatte nicht mehr eingreifen können, es war einfach alles zu schnell gegangen, und so sah ich den Pfeil im Körper der jungen Frau stecken, die ich nicht mehr hatte retten können.
Ria schrie nicht einmal, sie stand nur da, und ihre Hände umklammerten den brennenden Schaft.
Ich war es, der schrie. Meiner Wut, meinem Zorn und meinem Hass musste ich freie Bahn lassen.
»Weg, Suko!«
Mein Partner hatte mich verstanden. Er ließ den Vampir so plötzlich los, dass dieser von der Aktion überrascht wurde und zur Seite taumelte, aber so in die Wurfrichtung geriet, dass ich den Bumerang trotz des Nebels zielsicher schleudern konnte.
Ich hatte schon beim Laufen ausgeholt.
Dann warf ich.
Die silberne Banane zerschnitt den grauen Dunst. Sie fauchte förmlich hindurch. Tyrrtoll wollte sich noch zur Seite drehen, was ihm nur halb gelang, denn die von mir geschleuderte Waffe jagte schräg auf ihn zu, sodass sie nicht nur gegen seinen Hals hämmerte, sondern auch noch ein Stück des grünen Schädels mitriss, und da half ihm auch die getrocknete Haut des Drachen nicht mehr.
Die Magie des Bumerangs war einfach zu stark.
Wie eine Kreissäge wühlte sie sich weiter und schaffte es, den Drachenblut-Vampir zu köpfen.
Das war sein Ende.
Ich ging nicht zu ihm, ich wollte ihn nicht sehen, mein Weg führte zu einer anderen.
Ria Rush lag auf dem Rücken.
Und ich sah sofort, dass sie im Sterben lag.

***

Nebelfetzen glitten über ihren Körper hinweg wie alte Leichentücher. Der Pfeil hatte sich tief in sie gebohrt und würde sie innerlich verbrennen. Die Augen hielt sie offen, sodass sie meinem Blick begegnen konnte.
»Ria«, flüsterte ich.
»John, ich muss sterben!«, hauchte sie. Trotzdem war ihre Stimme überraschend klar.

»Nein, nein! Wir werden einen Arzt…«

»Er kann mir nicht mehr helfen, danke.« Sie lächelte verloren, als würde sie sich an etwas erinnern. »Weißt du noch, John, was du mir in der Hütte versprochen hast?«

»Ja.«

»Ich hätte mir gewünscht, dieses Versprechen…« Sie hustete, und plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht. »Es tut so weh, so weh …« Sie jammerte, und ich hätte sie gern getröstet, aber mir fehlten die Worte.

Sie starb, ich litt.

»Jetzt ist er vernichtet, John. Ich habe es noch gesehen. Du hast es geschafft. Er kann der Familie nichts mehr tun. Ich wusste es. Ich habe es gewusst, dass ich dies nicht überstehe. Als ich mich entschloss, nach draußen zu gehen, war es mir klar geworden. Bitte, John, grüße die anderen. Sage ihnen, dass ich gern bei ihnen gewesen bin. Versprichst du mir das?«

»Ja, ich verspreche es.«

»Dann ist es gut, John.«

Es waren ihre letzten Worte. Mir blieb nur die traurige Pflicht, ihr die Augen zuzudrücken.

Ich kniete neben der Toten und spürte die Nässe meiner eigenen Tränen auf dem Gesicht. Irgendwann hörte ich Miriams Stimme im Nebel. »Manchmal geht das Schicksal schmerzvolle Wege, um einen Sieg zu erringen.«

Vielleicht hatte sie Recht. Ich wollte weiterhin mit meinen Gedanken allein sein, als ich Sukos Stimme vernahm. »John, du musst aufstehen. Komm, bitte.«

Er zog mich hoch.

Als ich neben ihm stand, da hörten wir ihn wieder.

Klagend, unheimlich, nach Abschied und Trauer klingend.

Zum letzten Mal der Ruf der geheimnisvollen Banshee.

Wir hörten so lange zu, bis er verklungen war. Dann drehte ich mich um und schaute auf den Drachenblut-Vampir.

Wo er gestorben war, lag grüne Asche.

***

Patrick und Helen Rush weinten nicht mal. Sie blickten uns nur starr an. Suko hatte die Tote auf seine Arme gelegt. Ich wollte etwas erklären, aber sie ließen mich nicht zu Wort kommen.

Helen sagte: »Wir haben es beide gewusst.«

Und gerade dieser Kommentar traf mich tief, denn ich hatte damals versprochen, Ria zu retten. Es war mir nicht gelungen. Manchmal ist das Leben grausam.

»Sie hat noch einmal gerufen«, flüsterte Patrick. »Die Banshee hat noch einmal gerufen, da war es auch mir klar.«

Ich stand da und hätte mich am liebsten ins All gewünscht.

Helen trat zu mir. »John, Suko, macht euch keine Vorwürfe! Ihr habt alles versucht, aber Rias Weg war vorgezeichnet. Bleibt unsere Freunde!«

Das versprachen wir.

ENDE